



Feldzeitung

RIGA, Dienstag, 5. Oktober 1943, Nummer 894

von der Maas bis an die Memel

Grosse politische Rede Dr. Goebbels aus Anlass des Erntedanktages

„Die deutsche Wehrmacht verfügt über genügend Verteidigungskraft, um den militanten Bolschewismus weit von unseren Grenzen entfernt gefesselt zu halten“

Zum fünften Mal in diesem Jahre feierte die deutsche Nation den Erntedanktag. In einem feierlichen Staatsakt im Mosaiksaal der Reichskanzlei wurde 118 von der Reichsregierung nach Berlin zu Gast geladenen Bauern und Bäuerinnen sowie Landwirtschaftsführern in Würdigung ihres Einsatzes für die Sicherung der Ernährung des deutschen Volkes im Auftrage des Führers das Kriegsverdienstkreuz I. Klasse überreicht. Die Grüsse des Führers und der kämpfenden Front überbrachte Ritterkreuzträger Oberfeldwebel Dörfel vom Wachbataillon «Grossdeutschland». Fast zur gleichen Stunde fanden im ganzen Reich ähnliche Veranstaltungen der Partei statt, bei denen die Gauleiter oder die Landesbauernführer weiteren bewährten Bauern und Landfrauen die gleiche Auszeichnung II. Klasse ausändigerten konnten. Nach einer Ansprache des mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Reichsbauernführers beauftragten Staatssekretärs Oberbefehlshabers Backe überreichte im Mosaiksaal General Staff im Auftrage des Führers dem Militärverwaltungsministerialdirektor Riecke und dem Militärverwaltungsvicechef Küper das Deutsche Kreuz in Silber.

Aus Anlass des Erntedanktages fand am Sonntagvormittag im Berliner Sportpalast eine grosse Volkskundgebung statt. «Pflug und Schwert — die Garantien des Sieges». Dieses Spruchband über der mit Hakenkreuzbannern und dunklem Grün geschmückten Rednertribüne gab das Leitwort des Tages und kündete von der Unlösbarkeit, die den Schwertträger, den Bauern und den Arbeiter als den Schicksal der deutschen Waffen in diesem Schicksalskampf verbindet. Wie immer an Ehrentagen der Nation befanden sich unter den Festgästen zahlreiche verwundete Angehörige der Wehrmacht. Im Namen des Führers überreichte Sturmbannführer Ritterkreuzträger Skorzeny, der Befreier des Duce, für besondere Verdienste um die Sicherstellung der Ernährung des deutschen Volkes dem Militärverwaltungsvicechefs Landesbauernführer Hellmuth Körner und Dr. Fritz Reinhard das Ritterkreuz des Kriegsverdienstkreuzes mit Schwertern und dem Vorsitzenden der Hauptvereinigung der deutschen Getreidewirtschaft Kurt Zschirnt das Ritterkreuz des Kriegsverdienstkreuzes. Den Höhepunkt der grossen Volkskundgebung bildeten die Reden von Reichsbauernführer Backe und von Reichsminister Dr. Goebbels. Aus den nüchternen Zahlen des Reichsbauernführers, die von der harten aufopferungsvollen Arbeit des Landvolkes zeugen, entnahm das deutsche Volk mit Freude die Mitteilung, dass die diesjährige Getreideernte ein Drittel höher liegt als im vergangenen Jahr. Auch dieser neue Sieg in der Getreideschlacht bedeutet eine entscheidende, gewonnene Schlacht im Rahmen des grossen Krieges. Es mutet fast, wie Dr. Goebbels in seiner Rede ausführte, wie ein Wunder an, dass Deutschland in der Lage ist, im fünften Kriegsjahr die Brotration so zu erhöhen, dass sie noch um hundert Gramm höher liegt als zu Beginn des Krieges. Nach Worten des Dankes und der Anerkennung für das Landvolk wurde die Rede von Reichsminister Dr. Goebbels, der einen Überblick über die politische und militärische Lage gab, zu einer grossen politischen Kundgebung. Sowohl die Ausführungen über den Luftterror und die geplanten Gegenmassnahmen als auch die Erklärungen des Ministers zur U-Boot-Frage und zu dem kühnen Plan der Absetzbewegungen an der Ostfront und an der Südfront stärkten in allen Hörern die unerschütterliche Siegeszuversicht und den festen Glauben an den deutschen Endsieg.

Im Rahmen des Sportpalastkundgebung aus Anlass des Erntedanktages hielt Reichsminister Dr. Goebbels folgende Ansprache:

Wenn kein Krieg wäre, so würden zu dieser Stunde auf dem Bückeberg Hunderttausende von deutschen Bauern und Bäuerinnen den Führer erwarten, um ihm zur Feier des Erntedankes ihre Huldigungen darzubringen. Wie so oft in früheren Jahren, so würde er auch diesmal durch die dichten Reihen des deutschen Landvolkes auf die Spitze des Berges schreiten, um von dort aus über den Rundfunk den Millionen Männern und Frauen des deutschen Bauerntums seinen Dank und seine Anerkennung für ein Jahr harter und schwerer Arbeit, und für eine mit der Hilfe des Allmächtigen gesegnete Ernte zum Ausdruck zu bringen. Der Krieg verbietet bis auf weiteres dieses schöne farbenprächtige deutsche Fest. Der Führer weilt in seinem Hauptquartier, um den Krieg um das Leben und die Zukunft des Reiches zu führen. Die deutschen Bauernsöhne stehen zum grössten Teil an den Fronten. Ihre Väter und Mütter haben ihre Arbeit zusätzlich bekommen und diese duldet auch beim Abschluss einer gesegneten Ernte kaum einen Aufschub.

Trotzdem haben wir uns im Berliner Sportpalast zu einer Stunde des Erntedankes zusammengefunden, die über den Rundfunk die Millionenmassen unseres Volkes, Männer und Frauen vom Lande und aus der Stadt verbindet, um vor der Nation Rechenschaft abzulegen über die harte und schwere Jahresarbeit von unzähligen deutschen Bauern und Bäuerinnen, die im Kriege die Verantwortung für das tägliche Brot unseres arbeitenden und kämpfenden Volkes tragen.

Unsere Ernährung absolut sichergestellt

Sie haben sich dieser Verantwortung würdig erwiesen und das in sie gesetzte Vertrauen des Führers und des deutschen Volkes nicht enttäuscht. Wieder haben sie mit unerschütterlichem Fleiss durch viele schwere Monate hindurch dem heimatlichen Boden mit Gottes Hilfe eine Ernte abgerungen, die auch für das kommende Kriegsjahr unsere Ernährung absolut sichergestellt und damit eine der wesentlichsten Hoffnungen unserer Feinde auf Aushungerung des deutschen Volkes zunichte macht. Mutet es nicht fast wie ein Wunder an, dass wir zu Beginn des fünften Kriegsjahres in der Lage sind, die Brotration im Monat um 400 gr auf 9600 gr und damit um hundert Gramm höher zu stellen, als selbst zu Kriegsbeginn? Nächst der Gunst der Witterung ist das vor allem dem Fleiss und der Tüchtigkeit des deutschen Landvolkes zu verdanken, das die ihm zukommenden Aufgaben des Krieges auch unter den wesentlich erschwerenden Bedingungen vollauf erfüllt hat.

Es ist mir eine hohe Ehre, dafür allen deutschen Bauern und Bäuerinnen den Dank und die Anerkennung des Führers zum Ausdruck bringen zu dürfen. Er weiss, dass er sich wie auf seine Soldaten und Arbeiter so auch auf seine Bauern verlassen kann. Sie scheuen keine Mühe und Arbeit, um zu ihrem Teil zum kommenden grossen Sieg beizutragen. Welch ein Unterschied zu 1918, da der Feind unser Volk durch Hunger in die Knie zwang. Wir stehen heute am Beginn des fünften Kriegsjahres ernährungspolitisch auf festen Füssen. Das deutsche Bauernvolk wird auch in Zukunft dafür sorgen, dass der Krieg auf diesem wie auch auf allen anderen Gebieten unter allen Umständen gewonnen wird. Das weiss das deutsche Volk. Ich mache mich zu seinem Dolmetscher, wenn ich auch in seinem Namen den Millionen deutscher Bauern und Bäuerinnen dafür danke, dass ihre Arbeit und ihr Fleiss unsere Scheuern füllten und damit auch für das

neue Ernährungsjahr unser tägliches Brot sichergestellt ist.

Es ist mir persönlich eine Pflicht der Kameradschaft, in diesen Dank vor allem unseren Parteigenossen Staatssekretär Backe, den Leiter der deutschen Ernährungswirtschaft mit seinem engeren und weiteren Mitarbeiterstab, aus dem heute zwei hervorragende Vertreter wegen ihrer hohen Verdienste vom Führer mit dem Ritterkreuz des Kriegsverdienstkreuzes ausgezeichnet worden sind, miteinzubeziehen. Ich weiss aus unzähligen Verhandlungen und Beratungen, mit wel-

chem Fleiss, aber auch mit welcher grosszügigen Umsicht sie die oft ausserordentlich verwickelten Probleme der Kriegsernährungswirtschaft immer wieder meistern. Sie können heute am Tage des Erntedankes mit Stolz auf ihre Leistungen im vergangenen Jahr zurückblicken und die Anerkennung des deutschen Volkes mit tiefer Befriedigung entgegennehmen. Sie haben uns zusammen mit dem deutschen Landvolk wieder von einer schweren Sorge befreit. Das deutsche Volk braucht auch im fünften Kriegsjahr nicht zu hungern.

Rationalisierte Waffenproduktion

Die Stirnseite des Sportpalastes trägt heute ein Transparent mit der Aufschrift «Pflug und Schwert, die Garantien des Sieges». Brot und Waffe sind unerlässliche Voraussetzungen einer erfolgreichen Kriegführung. So wie der Bauer für das Brot so sorgt der Arbeiter für die Waffe. Ungezählte deutsche Männer und Frauen haben im abgelaufenen Jahr in den Fabriken in rastloser Tages- und Nachtarbeit die Waffen geschmiedet, deren die Front bedarf, um sich in diesem gigantischen Weltkampf siegreich zu behaupten. Wenn der Feind die Absicht hatte, durch den Luftkrieg neben der

Terrorisierung der Zivilbevölkerung auch unsere Rüstungsproduktion vernichtend zu treffen, so ist ihm das in keiner Weise gelungen. Unsere Parteigenosse Reichsminister Speer hat es fertiggebracht, durch einen grosszügigen Rationalisierungs- und Vereinfachungsprozess der deutschen Waffenproduktion neue sehr wesentliche An- und Auftriebe zu verleihen. Der Fleiss und die Einsatzfreudigkeit der Millionen Männer und Frauen aus der deutschen Rüstungswirtschaft haben ihm dabei ihre Hilfe und Unterstützung in weitestgehendem Masse zuteil werden lassen. Auch

dafür möchte ich ihnen heute im Namen des Führers und des ganzen deutschen Volkes danken.

Dieser Dank gilt allen schaffenden Männern und Frauen unseres Volkes, die durch ihre Tapferkeit, durch die Höhe ihrer Kriegsmoral, durch ihre Umsicht, ihren Fleiss und ihre Einsatzbereitschaft täglich aufs neue beweisen, dass sie gewillt sind, dem Führer durch dick und dünn zu folgen, um mit ihm das Ziel eines stolzen Sieges zu erreichen.

Niemand weiss besser als der Führer selbst, welchen ausserordentlichen Belastungen das deutsche Volk dabei vor allem in den Luftnotgebieten ausgesetzt ist. Wenn er von ihm die höchsten Opfer verlangen

muss, so deshalb, um damit seine Freiheit und Zukunft sicherzustellen. Wir müssen durch das tiefe Tal des Leides und der Schmerzen dieses Krieges hindurch, wenn wir auf die Höhe steigen wollen. Unser alleiniges Heil liegt in der Erringung eines siegreichen Friedens, der uns Lebens- und Entwicklungsmöglichkeiten gibt, wie sie der Grösse und dem Ausdehnungsbedürfnis unseres Volkes entsprechen. Dieser Krieg stellt uns zwar vor grosse Gefahren, bietet uns aber auch eine einmalige geschichtliche Chance. Wir wollen als Nation diese Gefahren nicht scheuen, um die Chance wahrnehmen zu können. In dieser Entschlossenheit ist sich das ganze deutsche Volk an der Front und der Heimat einig.

Der Soldat kann der Heimat vertrauen

Wenn es hier und da ein feiges Subjekt unter uns geben sollte, das ein bequemes Leben über die Ehre und die Zukunft unseres Volkes stellen und durch Verrat und Treulosigkeit der gemeinsamen Sache gegenüber der kämpfenden Front in den Rücken fallen wollte, dann sind wir entschlossen, ihm im Namen des deutschen Volkes dafür den Kopf abzuschlagen. Das glauben wir der arbeitenden und leidenden Heimat, vor allem aber auch der kämpfenden Front schuldig zu sein. Unsere Soldaten stehen weit vor unseren Grenzen, um unter Einsatz ihres Lebens das Vaterland zu beschützen. Sie können mit Recht von uns verlangen, dass sie in der Heimat durch einen Wall entschlossener Kriegsbereitschaft gedeckt werden. Niemals darf der Frontsoldat das Gefühl verlieren, für ein Volk zu kämpfen, das seinen Einsatz und sogar die Preisgabe seines Lebens nicht verdient. Wenn der Soldat durch sein Heldentum Anspruch auf den Dank der Heimat erwirbt, so muss er dieses Dankes auch gewiss sein können. Jeder, der in der Heimat den Glauben an den Sieg zu unterhöhlen versucht, fällt damit der kämpfenden Front, die auch für ihn ihr Leben einsetzt, schände und feige in den Rücken. Er hat auf keine Schonung zu rechnen. Wer die Freiheit und die Zukunft seines Volkes gefährdet, verdient den Tod, und er wird ihn auch erleiden.

Aber gottlob handelt es sich dabei immer nur um ganz vereinzelte Individuen, die in den breiten Millionenmassen unseres arbeitenden und kämpfenden Volkes gar nicht mitrechnen. Unsere Feinde täuschen sich sehr, wenn sie diese Einzelgänger für eine ernstzunehmende Kriegsoption halten. Eine solche existiert im nationalsozialistischen Deutschland nicht. Wenn man sich in London und Washington der trügerischen Hoffnung hingeeben hatte, nach dem 25. Juli auch im Reich ein Experiment nach italienischem Beispiel durchzuführen, damit das deutsche Volk in die Knie zwingen und ihm vermutlich noch härtere Kapitulationsbedingungen auferlegen zu können, so beruht diese kindische Hoffnung auf einer gänzlich falschen Einschätzung unserer inneren Machtverhältnisse und des Willens und der Entschlossenheit des deutschen Volkes zum Krieg.

Denn erstens steht an der Spitze des

Reiches der Führer und nicht ein verräterischer König. Könige kommen bei uns überhaupt nur in Märchen und Operetten vor. Deutschland ist ein republikanischer Führerstaat. Zweitens findet sich in der deutschen Wehrmacht kein Soldat, der stehe hoch oder niedrig, der die feige Unterwerfung über die Ehre stellt. Und drittens ist das deutsche Volk politisch zu reif und zu mündig, um nach der bitteren Lehre von 1918 noch einmal auf die scheinheiligen Lügen seiner Feinde hereinzufallen.

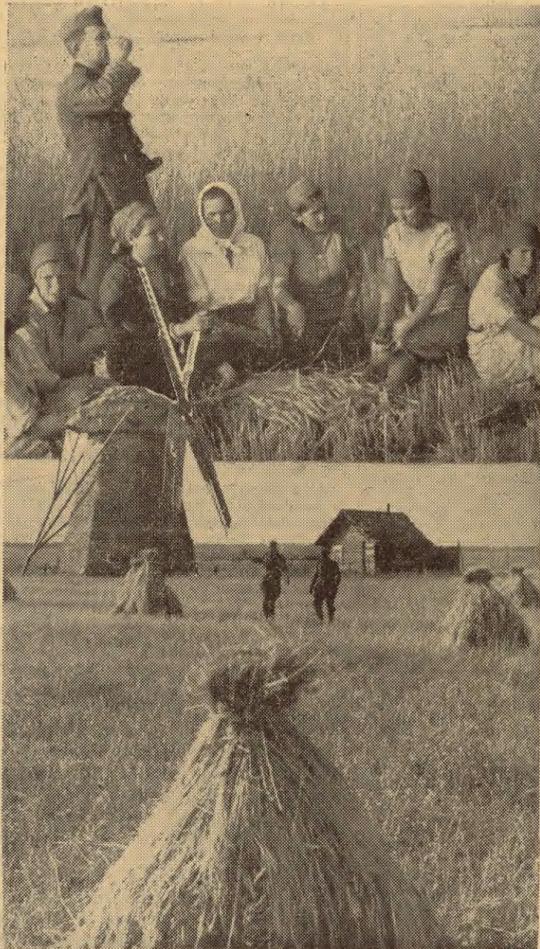
Unsere Front kann beruhigt sein. Sie kämpft für ihre Heimat, die ihre Opfer versteht, kennt, würdigt und auch verehrt. Diese Heimat arbeitet und leidet, sie nimmt die härtesten Belastungen des Krieges auf sich, sie steht, der Vater, die Mutter, das Kind, ihren Mann und beweist damit ihren kämpfenden Soldaten eine tiefere Dankbarkeit, als sie mit Worten überhaupt ausdrücken können.

Im übrigen ist die allgemeine Lage nur dazu angetan, Front und Heimat noch enger als bisher zu verschweissen und sie im gemeinsamen Glauben an den kommenden Sieg und sie im festen unerschütterlichen Vertrauen auf den Führer unloslich zusammenzufügen. Ich habe die Absicht, heute nach einer gewissen Pause des Schweigens, in der die Waffen das Wort hatten, dem deutschen Volke wieder einen Überblick über den allgemeinen Stand der politischen und militärischen Dinge zu geben.

Es ist im Verlauf einer grossen und lange sich hinziehenden geschichtlichen Entwicklung ausserordentlich schwer, ein Bild der Lage zu zeichnen. Die Entwicklung ist, wie das Wort schon sagt, immer im Fluss, sie stellt keinen fertigen, sondern einen werdenden Zustand dar. Es erscheint deshalb fast unmöglich, über sie ein abgeschlossenes Bild zu vermitteln. Es ist auch eine undankbare Sache, über ihren zukünftigen Verlauf den Propheten zu spielen, ja selbst nur ihre Tendenzen aufzuzeigen. Denn wie dieser Krieg ja wieder zur Genüge beweist, sind auch diese einer Unmenge von Unwägbarkeiten unterworfen, die selbst der kritischste und prüfendste Beobachter nicht im voraus bestimmen kann.

Das Bild der Lage erleidet also in bestimmten Entwicklungsphasen des Krieges, ja sogar manchmal täglich, sehr weitgehende Verschiebungen und Veränderungen. Ich halte deshalb den Versuch für lohnender, in grossen Umrissen die grossen Richtlinien der heutigen politischen und militärischen Kriegführung aufzuzeigen, und wie so oft in den grossen dramatischen Phasen unserer politischen und militärischen Entwicklung die Grundsätze unserer allgemeinen Anschauung mit ihnen in Übereinstimmung zu bringen.

Es ist ein grober Irrtum zu glauben, der moderne Krieg unterscheide sich grundlegend von früheren Kriegen. Noch niemals hat es eine militärische Auseinandersetzung von geschichtlichem Rang gegeben, in der die daran beteiligten Völker nicht um ihr nationales Dasein hätten kämpfen müssen. Wohl haben sich die technischen Mittel der Kriegführung und vielleicht auch ihre Methoden geändert. Vielleicht ist auch der Vernichtungswille des einen Volkes oder der einen Anschauung gegenüber dem anderen bzw. der anderen totaler und radikaler geworden, als das früher der Fall war. Aber wie zu allen Zeiten, so geht es auch diesmal um das Dasein unseres Volkes und damit um das Leben der Nation im ganzen wie um das Leben jedes einzelnen.



Die Ernährungsbasis des deutschen Volkes ist weit geworden. Der Boden der Heimat und der besetzten Gebiete, praktisch ganz Europas, steuert seine Frucht als feste Garantie des Endsieges bei. Aufn.: PK-Etzold und PK-Pohle

Ohne einen vollen Sieg würden wir verloren sein

Waren es früher allerdings im wesentlichen Könige und Fürsten, die mit ihren Hausmächten einander gegenübertraten, so stellen sich nun, beginnend mit dem ersten Weltkrieg, Völker in ihrer Gesamtheit zum Kampf. Sie müssen auf den Schlachtfeldern erscheinen, um ihr Leben zu verteidigen. Es ist unser tragisches Verhängnis gewesen, das im Weltkrieg von 1914 bis 1918 nicht oder erst viel zu spät erkannt zu haben. Daher unser politisches Versagen am 9. November 1918.

Es liegt in der Natur eines so weltweiten Kampfes um das Leben der Völker, dass, je totaler die Zielsetzung des Krieges ist, um die es geht, desto totaler auch die Anstrengungen sein müssen.

Wir Deutschen sind nach dem furchtbaren Rückschlag von 1918 wieder in den Ring der Weltmächte zurückgekehrt und müssen nun den Kampf um unser Leben, den man uns aufzwingen hat, bis zur Entscheidung führen. Wir hätten ein für allemal verloren, wenn wir ihn ohne Sieg abbrechen würden, und es könnte in keiner Weise als Entschuldigung oder auch nur als Begründung dafür angesehen werden, dass wir in dieser oder jener Phase des Krieges schmerzhaft Schläge empfangen haben. Es liegt in der Natur einer so gigantischen militärischen Auseinandersetzung, dass ihre einzelnen Phasen von wechselndem Kriegsglück begleitet sind, und noch niemals hat es einen Krieg gegeben, in dem nicht auch der endgültige Sieger Wunden davongetragen hätte. Es kommt nur darauf an, wer am Ende der militärischen Auseinandersetzung fest auf seinen Füßen steht und wer unter den Schlägen seines Gegners zusammenbricht.

Im übrigen haben wir auch früher im revolutionären Kampf der nationalsozialistischen Bewegung um die Macht nach diesen Grundsätzen gehandelt. Die ausserordentlich schwierigen und riskanten Phasen der Kampfzeit der Partei liegen nur zu lange zurück, als dass sie heute noch jedem, vor allem dem damals daran nicht Beteiligten, als Richtschnur für seine heutige Haltung dienen könnten. Es ist unserem Gedächtnis meist schon völlig entfallen, dass die nationalsozialistische Bewegung, als sie an die Macht kam, nicht nur auf eine Kette von Siegen, sondern auch auf schwere Rückschläge zurückschaute. Das Normale wäre gewesen, dass wir nach der Wahl vom 31. Juli 1932, in der wir 230 Mandate errangen, an die Macht gekommen wären, wie es vielleicht auch dem Denken des Durchschnittsbeobachters einleuchtender erschienen wäre, wenn das Reich gleich nach seinen grossen siegreichen Feldzügen dieses Krieges den endgültigen Sieg errungen hätte. Es kommt aber sowohl in politischen als in militärischen Machtkämpfen nicht nur darauf an, dass man siegt, sondern auch, dass der Feind den Sieg anerkennt. Der 13. August 1932 bewies, dass unsere Gegner damals noch nicht die Absicht dazu hatten. Wir mussten also die ungebrochene Kampfkraft der Bewegung erneut bestätigen dadurch, dass wir noch einmal in die Arena zurückkehrten. Wer wollte kein Verständnis dafür haben, dass die Millionenmassen vielfach durch die Länge des Kampfes ermüdet waren? Es war damals die Aufgabe der nationalsozialistischen Bewegung, sie wieder emporzureissen und zu neuem Einsatz zu begeistern. Es mussten zeitweilige Rückläufigkeiten in Kauf genommen werden; aber trotzdem war die nationalsozialistische Führung und Gefolgschaft von der festen Überzeugung durchdrungen: einmal wird der Gegner doch fallen!

Dieses als Grundsatz und Erfahrungssache vorausgeschickt, möchte ich zu einigen aktuellen Fragen der gegenwärtigen Kriegslage kurz Stellung nehmen.

Ich beginne mit dem Thema des Luftkrieges. Wenn es in den vergangenen Wochen manchmal den Anschein hatte, dass der feindliche Luftterror eine leichte Abschwächung erfahren hat, so müssen wir trotz dieser Tatsache auch in Zukunft noch mit schweren Angriffen rechnen. Manche unterbliebenen Angriffe sind sicher auf das Wetter zurückzuführen, das in dieser Jahreszeit zeitweilig die Einflüge ganz grosser Verbände nicht erlaubt, allerdings auch die eigene Verteidigung ebenso hemmen kann. Andererseits aber ist sicher, dass unsere militärische Abwehr in der letzten Zeit in so beträchtlicher Weise verstärkt und verbessert worden ist, dass sie auch dem Feind, wie er in seinen erregten Pressedebatten nunmehr

gen, unsoldatischen britischen Kriegsdanken entspricht. Es ist unsere Pflicht, dem mit allen geeigneten Mitteln entgegenzuwirken.

Unsere zivile Luftverteidigung ist schon jetzt wesentlich verstärkt und verfeinert worden, und es ist zu erwarten, dass die betroffene Bevölkerung mehr als bisher der aus dem feindlichen Luftterror entspringenden Gefahr für Gut und Blut Herr werden wird. Sie verdient für ihre tapfere Abwehrbereitschaft höchstes Lob. Wir haben, was ja auch dem Feind bekannt ist, in gewissen Grossstädten umfangreiche Umquartierungsmassnahmen durchgeführt. Sie wurden zwar in vollem Umfang zuerst nicht von allen Volksgenossen verstanden. Heute finden sie aber allgemeinere Billigung. Denn sie sind durch die Entwicklung in ihrer Zweckmässigkeit als richtig erwiesen worden. Wenn wir bei einem der letzten Nachtangriffe auf Berlin unter den Toten nur zwei Kinder zu verzeichnen hatten, dann ist das in der Hauptsache

offen zugeben muss, ausserordentlichen Schaden zufügt. Seine Verluste sind immer grösser geworden. Sie werden in Zukunft noch weiter ansteigen. Der Luftkrieg ist in vielen Beziehungen eine Auseinandersetzung der beiderseitigen Techniken, und augenblicklich ist die unsere stark im Aufholen. Dem Feind werden in Zukunft immer mehr sich steigernde, enorme Ausfälle an Personal und Material zugefügt. Es wird dann einmal der Augenblick kommen, da der Erfolg nicht mehr den eingesetzten Mitteln an Menschen und Material entspricht. Die sogenannten «fliegenden Festungen» werden noch zu fliegenden Särgen. Wenn diese langsam, für uns aber trotzdem entscheidende Aufwärtsbewegung anhält, so können wir mit starker Hoffnung der kommenden Entwicklung entgegensehen.

Wie gross das Leid ist, das uns der Luftkrieg zufügt, weiss jeder. Es liegt aber auf ganz anderem Gebiet, als der Feind in seiner Verlogenheit behauptet. Unserer Rüstungsproduktion fügt er keine Schäden zu, die die weitere erfolgreiche Fortsetzung des Krieges irgendwie ernstlich gefährden können. Das ist aber, wie aus zahlreichen Aussagen abgeschossener Piloten hervorgeht, auch nicht der innere Zweck und das Ziel des feindlichen Luftterror. Es läuft vielmehr nur auf eine Brutalisierung unserer zivilen Bevölkerung hinaus, eine Absicht, die dem niederrächti-

gen, unsoldatischen britischen Kriegsdanken entspricht. Es ist unsere Pflicht, dem mit allen geeigneten Mitteln entgegenzuwirken.

darauf zurückzuführen, dass ich die Reichshauptstadt vorsorglich und rechtzeitig von Kindern und nicht berufstätigen kinderreichen Müttern habe freimachen lassen. Ich verstehe den Trennungsschmerz der Eltern, aber es ist meiner Ansicht nach besser und zeugt von mehr Familienliebe, Kinder in nicht-luftgefährdete Gebiete zu verschicken, als sie als Opfer des feindlichen Luftterror ganz zu verlieren.

Ich muss in diesem Zusammenhang allerdings eindringlich vor der Ansicht warnen, der grosszügige Umquartierungsprozess könne durch zeitweiliges Aussetzen der feindlichen Lufttätigkeit in diesem oder jenem Gebiet wieder rückgängig gemacht werden. Es gibt gewisse Umquartierte, die da glauben, es wäre ihnen erlaubt, je nach Laune und Belieben oder nach ihrer privaten Auffassung von der vermutlichen Entwicklung des Luftkrieges im Reich hin und her zu fahren. Dazu bietet unsere gegenwärtige Transportlage keinerlei Raum.

Das Thema der Vergeltung

Was das im ganzen deutschen Volke mit so heisser Leidenschaft erörterte Thema der Vergeltung anbetrifft, so kann ich darüber aus naheliegenden Gründen nur aussagen, dass die Engländer einem ausserordentlich verhängnisvollen Irrtum huldigen, wenn sie glauben, es handle sich dabei um ein rhetorisches oder propagandistisches Schlagwort, hinter dem keine Wirklichkeit steht. England wird diese Wirklichkeit eines Tages kennenlernen. Das britische Volk wird sich dann bei seiner Regierung dafür bedanken können. Ich möchte zu diesem Thema nicht mehr sagen, als unbedingt nötig ist. Man soll aber nicht glauben, dass meine Zurückhaltung ein Zeichen von Schwäche oder Unsicherheit sei. Die englischen und amerikanischen Bäume werden nicht in den Himmel wachsen; dafür sorgen schon unsere deutschen Techniker, Erfinder, Ingenieure und Arbeiter.

Auch was den U-Boot-Krieg anbetrifft, eilen die Engländer und Amerikaner den Tatsachen weit voraus, wenn sie glauben, die Gefahr sei überwunden. Sie wird eines

nicht allzufernen Tages wieder in ihrer alten Grösse vor ihnen stehen. Auch hier haben unsere Techniker den Kampf nicht aufgegeben; ganz im Gegenteil!

Die seefahrenden Feindmächte werden das erneut zu erfahren bekommen. Ich werde mich hüten, sowohl in dieser als auch in der Frage des Luftkrieges den Propheten spielen zu wollen; ich warne den Feind nur vor einer übereliten Unterschätzung unserer Absichten und Möglichkeiten, zu der kein Anlass vorliegt. Man hat sich in London und Washington auf beiden Gebieten bisher so sicher gefühlt, dass den verantwortlichen Männern das Blut etwas zu Kopf gestiegen ist, und das wirkt sich immer nur unvorteilhaft auf die Denkfähigkeit aus. Jene englischen und USA-Blätter haben durchaus recht, die vor übertriebenem Optimismus warnen und nicht müde werden, zu betonen, dass der Feind nicht am Ende, sondern am Anfang seiner Schwierigkeiten stehe.

Das deutsche Volk weiss, dass ich mich stets bemühe, die Dinge so nüchtern und so realistisch wie nur möglich darzulegen und zu schildern. Das ist auch in diesem Falle so. Ich betreibe keine Schönfärberei, ich gebe vielmehr ein Bild der Lage so, wie ich sie sehe. Sie bietet uns eine Menge günstigster Aussichten, und die deutsche Kriegsführung wird keinen Augenblick zögern, diese je weilig wahrzunehmen.

Unser Kampf im Osten

Das gilt auch für unseren Kampf im Osten. Ich verzichte bewusst darauf, der Weltöffentlichkeit noch einmal die politische, kulturelle und wirtschaftliche Gefahr des östlichen Bolschewismus mit aller Eindringlichkeit vor Augen zu führen. Ich habe keine Lust, erneut von ihr in den Verdacht genommen zu werden, ich verzeichnete sie aus einem Gefühl der Angst und Panik heraus und suchte in ihr Bundesgenossen, die, wie die Erfahrung beweist, diese Gefahr gar nicht sehen wollen. Die deutsche Wehrmacht verfügt über genügend Verteidigungskraft, um den militanten Bolschewismus weit von unseren Grenzen entfernt gefesselt zu halten. Wenn wir in den letzten Wochen an der Ostfront Absetzbewegungen durchgeführt haben, so entspringen diese einer ebenso kühnen wie sachlich begründeten Überlegung. Was ihre Durchführung für unsere Kriegsführung zu bedeuten hat, wird der Feind noch einmal zu verspüren bekommen. Unsere grossen räumlichen Erfolge im Osten in den vergangenen zwei Kriegsjahren gestatten uns eine bewegliche Kriegsführung, ohne dass damit unsere Siegesaussichten ernstlich gefährdet werden. Selbstverständlich geben wir räumliche Vorteile auf; die damit verbundenen Verluste an Kriegspotential werden aber aufgehoben durch die Vorteile rein strategischer Art. Im übrigen ist eine solche Kriegsführung stets ein Zeichen souveräner innerer Überlegenheit, die nicht nach Prestige, sondern nur nach Zweckmässigkeitsrücksichten operiert. Das wird vielfach auch im Lager des Feindes zugegeben. Soweit er glaubt, Veranlassung zu lautem Triumphschrei zu haben, gehört er zu jenen, die nicht wissen, was sie tun. Das deutsche Volk kann der eben geschilderten Entwicklung mit Ruhe und Gelassenheit entgegensehen. Der Führer hat sie bisher gemeistert und wird sie auch in Zukunft meistern. Nirgendwo ist dabei die Front zerrissen worden oder haben sich unsere Truppen den ausserordentlichen Belastungen einer so gross angelegten elastischen Kriegsführung nicht gewachsen gezeigt. Der Osten wird immer eine Bedrohung für uns darstellen, so lange dort keine klare Entscheidung gefallen ist. Sie war aber verschiedentlich während dieses Kriegs viel grösser als heute; und auch da sind wir immer mit ihr fertig geworden.

Es erübrigt sich, zum Problem des Bolschewismus überhaupt noch Worte zu verlieren. Seine Gefahr wird überall erkannt, auch da, wo man sie nicht zugibt. Die Erkenntnis dieser Gefahr wächst mit ihrer Nähe und nimmt mit ihrer Entfernung wieder ab. Es steht also zu hoffen, dass in den neutralen Staaten und auch in einzelnen Teilen des westlichen Feindlagers dieses Problem in Zukunft etwas nüchterner und realistischer gesehen wird als das der Fall war, als wir an der Wolga kämpften. Ich habe keinen Zweifel, dass die uns nachfolgende Generation in den europäischen Ländern es als die grösste Schande unseres Jahrhunderts empfinden wird, dass die gegenwärtige Welt im wesentlichen Deutschland allein mit wenigen verbündeten kleinen Völkern den Kampf gegen diese kontinentale Bedrohung hat durchgeföhren lassen.

Ich sage das nicht, um Verständnis und Hilfe zu suchen, wo sie nicht zu erwarten stehen. Wir fühlen uns stark genug, uns im Osten zu behaupten. Aber eine spätere geschichtliche Wertung dieses Kampfes wird sicherlich einmal voll auf zu unseren Gunsten entscheiden. Und auch die kleinen neutralen Staaten täten gut daran, Deutschland mehr zu danken, als seine Kriegsführung zu kritisieren. Denn zum Dank haben sie alle Veranlassung, zur Kritik aber weder eine Befugnis noch irgendeine moralische oder sachliche Berechtigung. Sie werden mich für diese Feststellung sicherlich wieder mit journalistischen Pöbeleien beehren; aber das kann mich in keiner Weise daran hindern, sie zu treffen und immer wieder zu treffen.

Die Kriegslage im Süden

Auch die Kriegslage im Süden hat in den vergangenen Wochen durch den Verrat des Hauses Savoyen und der feigen Badoglio-Klique eine ausserordentliche Belastungsprobe durchgemacht. Nach dem plötzlichen Sturz des Duce war es für die deutsche Kriegsführung sonnenklar, dass der Hof- und Plutokratenkönig in Rom nunmehr den Versuch unternehmen würde, sich aus dem Kriege herauszuschleichen und auf französisch zu empfehlen; ja, mehr noch: bei günstigen Aussichten sogar auf die Seite unserer Feinde überzuliegen. Beim Hause Savoyen konnte das nicht Wunder nehmen. Schon ein bourbonischer Prinz zu Macchiavellis Zeiten hat einmal gesagt, es habe noch niemals am Ende eines

Krieges auf der Seite dessen gestanden, mit dem es ihn begonnen habe, vorausgesetzt allerdings, dass der Krieg nicht so lange dauerte, dass es zweimal den Platz wechseln konnte. Hätte der Führer die aus dem Verrat der römischen Klique erwachsende Gefahr nicht rechtzeitig durchschaut, dann wäre daraus für uns und unsere Kriegsführung wahrscheinlich ein grösseres Unglück entstanden.

Denn diese verworfene und treubruchige Bande von ehrvergesenen Kriegsschmarotzern in Rom war bereit und entschlossen, die im Süden Italiens operierenden deutschen Divisionen dem Feind ans Messer zu liefern und sich damit den Zutritt zu seinem Lager zu erkaufen. Diese infame Absicht ist durch unsere politischen und militärischen Massnahmen durchkreuzt worden. Politisch war die Befreiung des Duce das Signal zur Begründung eines republikanisch-faschistischen Italiens. Militärisch aber haben Divisionen mit den badogliohörigen Verbänden der bewaffneten Macht Italiens kurzen Prozess gemacht. Welche Bedingungen der Feind selbst einem so erlosenen und treubruchigen Vertreter aufzuzwingen hat, haben wir dann den 13 Punkten der schmachvollen Unterwerfung des Königs und seines feigen Marschalls entnehmen können.

(Als Dr. Goebbels von der Befreiung der Duce spricht, springt die Menge auf und bringt dem Ritterkreuzträger Scorzeny spontane Huldigungen dar. Der Minister unterbricht seine Rede und dankt dem Befreier des Duce noch einmal durch einen Händedruck für seine Tat.)

Sie beweisen noch einmal zu allem Überfluss, dass niemand sich aus diesem Kriege herauswindeln kann. Er gleicht einem in rasender Fahrt befindlichen D-Zug, und wer unterwegs aussteigt, wird das Genick brechen. Er hat Ausmasse angenommen, die es unter allen Umständen geraten erscheinen lassen, die Waffen in der Hand zu behalten und sein Leben mit allen Mitteln zu verteidigen. Wer die Waffen niederlegt, hat verloren und wird mitleidlos ausgeschieden. Es geht hier nicht um Regime oder Anschauungen, nicht um Personen oder Auffassungen, sondern um Völker, um ihr Leben, ihre Zukunft, ihre Daseinsberechtigung und Existenzmöglichkeit. Das mag sich jeder gesagt sein lassen. Das italienische Beispiel ist auch für den einen oder den anderen

Beförderungen in der Wehrmacht

Im Heer:

Zu Generalobersten: Mit Wirkung vom 1. September 1943: den General der Panzertruppe von Vietinghoff genannt Scheel, den General der Infanterie Hollidt.

Zu Generalen der Infanterie: Mit Wirkung vom 1. September 1943: die Generalleutnants Toussaint; mit Wirkung vom 1. Oktober: Gollnick, Wiese.

Zum General der Artillerie: Mit Wirkung vom 1. Oktober 1943: den Generalleutnant Sinnhuber.

Zu Generalleutnanten: Mit Wirkung vom 1. Oktober 1943: die Generalmajore: Melzer; mit Wirkung vom 1. September 1943: Krause (Walther), Volckamer von Mirchenstienbach, Friebel, Eberle; mit Wirkung vom 1. Oktober 1943: Bergen, Schaum, Pfäum, Dipl.-Ing. Philipps, Edelmann, Streich, von Ravenstein, Wolfsberger, Freiherr von Lütitz, Lüdecke.

Zu Generalmajoren: Mit Wirkung vom 1. August 1943: die Obersten Hehrich (Fritz); mit Wirkung vom 1. Oktober 1943: Klemm (Kuno), Helwig (Hans), Gotsche, Dipl.-Ing. Meissner (Felix), Kattner, Winkler, Oler, Marlow, Seelig, Zwade, Graf von Schwerin, Weninger, Metzler, Dipl.-Ing. Drekmann, Dipl.-Ing. Schmidt, Wagner, Sattler, Sievers (Karl), Dipl.-Ing. Kleinschroth, Eisenbach, Erxleben, Weinknecht, Sturt, Schröder (Fritz), Schmidt (Ulrich), Niemann, Wehrig, von Buttler, Arnold (Wilhelm), Dewald, Ghr, von Felbert, von Gallwitz, von Plehwe, Eckhardt (Heinrich), Wössner, Herfurth.

In der Kriegsmarine:

Mit Wirkung vom 1. Oktober 1943: Zu Vizeadmiralen: die Konteradmirale Lietzmann, Wever, Bürkner, Kleikamp, Rieve (Friedrich);

Zum Konteradmiral: den Kapitän zur See Hüfmeier.

Zum Admiralsstabsarzt: den Admiralarzt Dr. Greul.

In der Luftwaffe:

Zu Generalleutnanten: Mit Wirkung vom 1. Oktober 1943: die Generalmajore Kettner, Brunner, Behrendt, Krahrner, Mälzer.

Zu Generalmajoren: die Obersten Gosewisch, Morzik, Herhuth von Rohden, Schaller, Völk, Weiner, Römer, Schützel, Weil, Maier (Nikolaus), Stephan, Pawelke, Wieland, Heidenreich, Voigt-Ruscheweyh.

Zum Generalarzt: den Oberstarzt Dr. Engelbrecht.

Wankelmütigen unter uns eine heilsame Lehre gewesen. Dieser Krieg muss ausgefochten werden. Wir haben nicht die Wahl zwischen ihm und dem Frieden, sondern die zwischen Sieg oder Vernichtung.

Ich brauche die Phasen des italienischen Dramas nicht noch einmal in einzelnen nachzuzeichnen; sie sind nach Aufdeckung des Badoglioverrats ausführlich vor der Öffentlichkeit klargelegt worden. Die deutsche Kriegsführung sah sich bei Beginn dieser Entwicklung vor die peinliche Notwendigkeit gestellt, über eine Gefahr zu schweigen zu müssen, über die das deutsche Volk dringend eine Aufklärung verlangte, auf die es ja auch jeden Anspruch hatte. Trotzdem durfte die deutsche Führung ihre Reserve nicht verlassen. Sie musste sich dumm stellen, um den abgefeimten Prozess des Verrats ausreifen zu lassen und den Gegner und seine Helfershelfer am italienischen Königshof in Sicherheit zu wiegen. Das ist völlig gelungen. Sie alle wurden in den Fallstricken gefangen, die sie uns gelegt hatten. Sie haben Italien mit Schmach und Schande überhäuft, konnten aber trotz aller Hinterlist der deutschen Kriegsführung keinen ernstlichen Schaden zufügen.

Aus dem Marsch der Engländer und Amerikaner nach Berlin ist nichts geworden. Noch stehen sie im Süden des italienischen Festlandes und beklagen die wilde Wut unserer Verteidigung, die sie hier zum ersten Male wieder seit Dünkirchen und Dieppe auf europäischem Boden zu verspüren bekommen. Sie werden dazu je nach ihren Absichten noch häufiger Gelegenheit haben. Sie können mit Stolz einen König ohne Land mit seinem erlosenen Marschall als militärischen Zuwachs verbuchen. Nirgendwo aber haben sich deutsche Divisionen abschneiden können. Aus den Plänen ihrer sogenannten amphibischen Landungsoperationen ist vorläufig nichts geworden. Man wird abzuwarten haben, ob der Feind nach seinen jüngsten Erfahrungen mehr Lust als bisher dazu bezeugen wird. Es gibt niemanden im deutschen Volke, der die Nachricht von der Befreiung des Duce nicht mit Begeisterung, niemand in der Welt, der sie nicht mit höchster Achtung und Ehrfurcht zur Kenntnis genommen hätte. Sie stellt einen Akt von Treue und Freundschaft dar, wie sie in dieser auf der Feindseite an echten Werten einer höheren Kriegsethik so armen Zeit ganz einmalig sind. Die feige Untat eines Badoglio wird in der Geschichte für alle Zukunft als abstoßendes und abschreckendes Zeugnis einer kaum noch zu überbietenden politischen und militärischen Verworfenheit verzeichnet stehen, auch dann vielleicht noch, wenn die Befreiung des Duce durch den Führer längst schon Gegenstand der historischen Legenden- und Mythenbildung geworden sein wird.

Jedenfalls genügt uns heute zu wissen, dass der Verrat misslungen ist, und wir sind an einem Abgrund vorbeigeschritten, ohne dass die meisten von uns es gemerkt haben, und wieder einmal hat sich an es das geheimnisvolle Walten der Geschichte in seinem tiefen und manchmal unverständlich erscheinenden Sinn erwiesen. Der Feind hat vor lauter Überheblichkeit mehr als dumm gehandelt. Churchill musste in Washington vergebens darauf warten, dass seine 8. Armee den Brenner überschritt. Der Giftpfel, den er gegen uns von der Sehne seines Bogens hatte abschellen lassen, ist auf ihn selbst zurückgefallen.

Italien erlebt nun durch den Faschismus eine langsame Regeneration. Das deutsche Volk aber ist entschlossen, aus dem italienischen Beispiel zu lernen, vor allem, dass keine Gewalt des Feindes uns dazu bewegen



Vater denkt an Dich, wenn ...

... er darauf aufpaßt, daß im ganzen Haus morgens keine Minute zu spät entdunkelt und ebenso am Abend nicht zu früh verdunkelt wird. Denn auch auf diese Weise kann Kohlenklau unschädlich gemacht werden. Gewiß, das täglich eingesparte Quantum ist nur eine Kleinigkeit, aber diese Kleinigkeiten summieren sich, wenn man bedenkt, daß der eiserne Sparwille der Heimat ja für 20 Millionen Haushalte gilt. In jedem Haushalt täglich nur 2 Minuten Stromersparnis ergibt schon eine Summe von 40 Millionen Stromminuten, die der Rüstungsindustrie — und damit Dir und Deinen Kameraden zusätzlich zugeführt werden können!

Mach auch Du in Kleinigkeiten Jagd auf Kohlenklau! Jawohl, auch Du als Soldat kannst Kohlenklau bekämpfen. Erst Deine Sorgfalt mit Waffen, Munition und Ausrüstung bringt Kohlenklau endgültig zur Strecke und macht die vielen kleinen Einschränkungen der Heimat sinnvoll.



Denke daran:
Die Heimat hat
ihn längst durchschaut!
Paß auf, daß er
bei Dir nichts klagt!

Der letzte Einsatz erfordert die letzten Reserven

darf, auf unsere Ehre und Freiheit zu verzichten oder die Waffen niederzulegen, bis der Sieg in unseren Händen ist. Was übrigens die Invasionen abseits der Engländer und Amerikaner im Westen anlangt, so warten wir und die Sowjets bisher vergeblich auf ihre Verwirklichung. Man hatte sich diese Operation also offenbar im Feindlager allzu einfach vorgestellt und wird sich auch in der Zukunft sehr wohl überlegen müssen, hier das ganze britisch-amerikanische Prestige leichtfertig aufs Spiel zu setzen. Jedenfalls liest man weder in englischen noch amerikanischen Blättern von einem bequemen Spaziergang nach Berlin und einem gemütlichen Drink in der Adlonbar. Unsere anglo-amerikanischen Feinde haben bisher nur an der Peripherie Europas gekämpft. An den Kern unserer Verteidigungsgestaltungen sind sie überhaupt nicht herangekommen. Da werden sie sich erst bewähren müssen. Aber auch unsere Soldaten haben die Absicht dazu. Sie kämpfen bisher immer unter ungleichen Bedingungen, und trotzdem haben sie dem Feinde so schwere Verluste zugefügt, dass seine Völker das Grausen fasst.

England hat den Krieg so oder so verloren

Wenn die englische Plutokratie dem deutschen Volke im September 1939 den Krieg erklärte, um angeblich zu verhindern, dass die deutsche Stadt Danzig in den Verbund des Reiches zurückkehrt, so mag sich heute der nachdenkliche britische Betrachter wohl manchmal die Frage vorlegen, ob es sich für England gelohnt habe, mehr Tote für dieses Kriegsziel zu opfern, als Danzig überhaupt Einwohner zählt, und wer weiss, wieviel mehr noch in der Zukunft. Jedenfalls kann man aus dieser Tatsache und aus vielen anderen schliessen, dass die britische Rechnung in diesem Kriege nicht aufgeht. Selbst wenn England den Krieg gewänne, wozu keinerlei Voraussetzung besteht, würde es ihn trotzdem verlieren, weil es in kurzer Zeit von der Übermacht der USA-Konkurrenz unterdrückt würde. So oder so: am Ende dieses Krieges wird das englische Volk mit dieser Resignation feststellen müssen, dass es sein Weltreich auf Spiel setzte, um zu verhindern, dass eine deutsche Stadt deutsch wurde, und es dabei auch verlor.

Die britische Regierung soll nicht scheinheilig behaupten, dass sie aus dem edelsten Motive heraus die Völker von der angeleglichen Nazityrannie befreien wolle. Denn erstens ist es ihr völlig gleichgültig, welches Regime in einem Lande herrscht, was ihr Zusammengehen mit dem Bolschewismus zur Genüge beweist, den keine englische Mohrenwäsche reinzuwaschen vermag. Und zweitens hätte das englische Volk alle Veranlassung, seine Regierung anzuhalten, er selbst einmal von der plutokratischen Tyrannie zu befreien, bevor sie ihre segensreiche Tätigkeit an anderen Völkern ausübt, die deren gar nicht bedürftig sind und sich dagegen mit Händen und Füssen zur Wehr setzen. Es sei dem wie ihm wolle, es genügt zu wissen, was der Feind mit uns vorhat, wenn es ihm gelänge, uns niederzuwerfen, was wir also zu tun haben, um uns gegen seinen Vernichtungswillen mit sicherem Erfolg zur Wehr zu setzen.

Immer wird der Kampf um grosse weltweite Ziele mit zunehmender Dauer sich auch in seinen Methoden und Folgen verschärfen. Es gab noch niemals in der Geschichte ein Beispiel dafür, dass er in seiner zweiten Hälfte leichter gewesen wäre als in seiner ersten. Auch sonstwo im menschlichen Leben gilt es, beim letzten Einsatz die letzten Reserven einzusetzen, um zum Erfolg zu kommen. Es ist dabei nicht allein wichtig, in welcher Verfassung man den Sieg erringt. Auch wenn der Marathonläufer nach Durchstossen des Zielbandes ohnmächtig auf den Rasen sinkt, wird er trotzdem der Lorbeerkrone seine Stirn zielen.

So ist es auch bei einem Volke, das zum Kampf um seine Existenz angetreten ist. Alles, was es zur Erringung des Sieges preisgibt, wird es durch den Sieg leicht wieder zurückgewinnen können; alles aber, was es im Kampfe um den Sieg geschont hat, wird es als Folge einer Niederlage wieder verlieren.

Wenn wir also heute in der Verteidigung unserer Freiheit unseren materiellen Besitz, ja unser Leben einsetzen, um damit der Erringung des Sieges zu dienen, so handeln wir damit nach menschlichem Gesetze,

Wir werden dafür eines Tages den Lorbeer empfangen.

Es wird heute vielfach von unserem Zeitalter als einem friderizianischen gesprochen. Wir haben zu diesem Vergleich keine geschichtliche Berechtigung. Wir führen im Gegensatz zu Friedrich II. unseren Krieg aus ganz sicheren Voraussetzungen heraus. Das System der Aushilfen, das Schließen einmal als die Grundlage der höheren Strategie pries, brauchte bei uns immer nur in beschränktem Umfange zur Anwendung zu kommen. Friedrich musste es zeitweilig hinnehmen, dass seine Feinde grosse Teile seines Landes besetzten und sogar in Berlin einzogen. Er scheute keine Preisgabe, um seine Armee schlagkräftig zu erhalten. Wenn man dem heute entgegenhält, dass er am Ende im Siebenjährigen Krieg nur habe siegen können, weil ihm in der entscheidenden Stunde durch den Tod der Zarin Elisabeth ein glücklicher Zufall zu Hilfe kam, so ist dieser Einwand nicht stichhaltig. Diesen Umstand hin, diesen Umstand her, jedenfalls war es kein Zufall, dass Friedrich durch sein tapferes Ausharren auch in den kritischsten Situationen auf dem Schlachtfeld jeden günstigen Umstand, er mochte kommen, wann auch immer, für sich auszunützen konnte.

Nur die Freiheit ist ein unersetzliches Gut

Dr. Goebbels kam dann auf den Wesensgrundsatz unserer allgemeinen Kriegsführung zu sprechen: Man führt einen Krieg nicht, um einen Frieden zu erhalten, sondern um ihn in Ehren und Freiheit wiederherzustellen. Je mehr und je radikaler man alle zur Verfügung stehenden materiellen und moralischen Mittel des Volkes zur Erringung des sieghaften Friedens einsetzt, umso eher wird man dieses Ziel erreichen. Verluste an materiellen Werten müssen, soweit sie den einzelnen auch an Leid zufügen, trotzdem hingenommen werden, um die Zukunft des Volkes sicherzustellen. Nur die Freiheit ist ein unersetzliches Gut. Sie hat ein Volk deshalb in seinem Lebenskampf bis zum letzten Atemzug zu verteidigen.

Jede Generation muss ihr Opfer für das ewige Leben der Nation auf sich nehmen und

es ist nun einmal so im Laufe der Welt, dass die nachfolgende Generation vornehmlich mit ihren eigenen Sorgen beschäftigt ist und für die Leiden der vorangegangenen meistens nur wenig Verständnis aufbringt. Wer spricht noch von dem Meer von Blut und Tränen, das vor uns deutsche Generationen für die Zukunft des Reiches vergossen haben, wer von den Leiden, die das deutsche Volk im 30jährigen Krieg ertragen musste, Leiden mit denen die des heutigen Krieges überhaupt nicht verglichen werden können. Wer denkt noch an die furchtbaren Verwüstungen, die ganze Provinzen des alten Preussens im siebenjährigen Krieg heimsuchten? Alles das ist unser Gedächtnis längst verschwunden. Übrig geblieben nach sieben harten und schweren Jahren den Sieg an seine Fahnen heftete und dass aus diesem Siege ein starkes Preussen hervorging, die Grundlage des neuerstehenden deutschen Reiches.

So wird es auch einmal mit diesem Kriege sein. Die nationalsozialistische Bewegung hat in jahrelanger täglicher Kleinarbeit eine unermüdete politische Erziehung am deutschen Volke geleistet. Auch heute wieder richtet sie die Nation in allen schweren Stunden auf und gibt ihr neue Kraft zur Erfüllung ihrer harten Kriegspflichten. Sie hat damit jetzt wieder eine ähnliche Aufgabe wie vor der Machtübernahme durchzuführen. Wiederum ist es heute mehr denn je notwendig, dass die Nation wie ein Mann hinter dem Führer steht. Niemand, weder in der Führung noch in der Gefolgschaft, darf sich auch nur dem leisesten Gefühl der Schwäche hingeben. Je gefahrenerreicher der

Krieg wird, um so ruhiger und gelassener muss man ihm entgegenzutreten. Am Beispiel Italiens mag jeder Deutsche erkennen, wohin es führt, wenn ein Volk in seinen kritischen Entwicklungsphasen die Nerven verliert und seiner Sache untreu wird. Es kommt also gerade jetzt darauf an, hart, entschlossen und standhaft zu bleiben, bis der Sieg unser ist.

Ein Krieg verläuft, genau wie eine Revolution, nur selten so, wie sich das der Durchschnittsverständnis an seinem Anfang vorstellt. Auch unsere Revolution ist manchmal verschlungene Wege gegangen; aber am Ende hat sie doch zum Ziele geführt. Es mag manchmal der eine oder der andere zeitweilig das Ziel etwas aus den Augen verlieren, weil ein Umweg zu ihm eingeschlagen werden muss. Aber dass man bei einer Bergbesteigung auf einem Umweg den Gipfel nicht mehr sieht, ist kein Beweis dafür, dass er nicht mehr da ist. Er ist nur vorübergehend den Augen entschwinden.

Die Lösung der europäischen Frage

Die Sorgen kommen und vergehen. Sie werden bis zum Ende des Krieges nicht abreißen, jede Woche wird deren neue mit sich bringen. Aber ein gütiges Schicksal fügt es so, dass, wenn die eine erscheint, die andere meistens dahinschwindet. Wir leben heute im gewaltigsten Drama der Geschichte unseres Volkes, vielleicht überhaupt der ganzen Menschheitsgeschichte. In ihm liegt die Möglichkeit der endgültigen Lösung der europäischen Frage beschlossen. Das nationalsozialistische Reich wird diese Möglichkeit zu nutzen wissen.

unserer politischen Tätigkeit an in diesem den. Der Führer ist uns dafür das heich kürzlich wieder mehrere Tage in seiner erneut das tiefe und beglückende Gefühl des Reiches zu sehen, dessen innere Kraft und Gläubigkeit jede Schwierigkeit und jede Belastungsprobe meistern wird. Er tritt ihnen auch heute mit jener souveränen in deren Sicherheit gegenüber, die wir in der Kampftzeit der nationalsozialistischen Beweigung immer an ihm bewundert haben.

stet, dem wird die Göttin der Geschichte den Lorbeer reichen.

Ein Zurück gibt es nicht mehr!

Je mehr wir heute einsetzen, desto grösser wird dieser Sieg werden. Die Zeit ist so hart und schwer geworden, dass wir als Volk die Brücken hinter uns abgebrochen haben. Ein Zurück gibt es nicht mehr, nur noch ein Vorwärts. Aus dieser Gesinnung heraus wächst unaufhaltsam der kommende grosse Sieg. Wir Nationalsozialisten haben nie auch nur eine Minute daran gezweifelt. Wie wir vor der Machtübernahme immer und immer wieder vor unseren Anhängern gläubig betonten, dass eines Tages die gesegnete Stunde kommen werde, so können wir das heute nur immer und immer wieder vor dem deutschen Volke wiederholen.

Wie damals, so sind wir heute fest davon überzeugt, wir werden siegen, weil es so in der Logik der Geschichte liegt, weil ein höheres Schicksal das so will, weil es uns keinen anderen Weg als den vorgeschriebenen führen kann und weil ohne unseren Sieg die Geschichte ihren Sinn verloren hätte; und sinnlos ist die Geschichte nicht.

Mag sein, dass wir bis dahin noch schwere und harte Prüfungen bestehen müssen. Je näher wir der Entscheidung kommen, um so dramatischer und gefährlicher wird dieser Krieg werden. Aber eines Tages wird er in einer letzten grossen Nerven- und Kraftprobe sein Ende finden. Dann wird plötzlich der Vorhang vor dem Rätsel unserer Zeit zerreissen und sich vor uns das Bild einer neuen Welt auftun. Es wird die Welt eines erhabenen und schönen Friedens sein, in die wir dann mutigen Schrittes aus der blutigen Welt des Krieges eintreten wollen.

Landeköpfe am Dnjepr weiter verengt

Im Zuge der methodischen Absetzbewegung die Stadt Taman im Osten und Neapel geräumt

Aus dem Führerhauptquartier, 3. Okt. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Am Kuban-Brückenkopf sowie im Süd- und Mittelabschnitt der Ostfront führte der Feind gestern örtliche Angriffe, die nach stellenweise harten Kämpfen abgewiesen wurden.

Die Stadt Taman wurde unbemerkt vom Feinde nach Zerstörung aller kriegswichtigen Anlagen geräumt.

Am mittleren Dnjepr gelang es, feindliche Landeköpfe weiter zu verengen. Dem zahlreich kämpfenden Feind wurden dabei hohe Verluste zugefügt.

Bei den Abwehrkämpfen südostwärts Saporoschje zeichneten sich das Jäger-Regiment 138 unter Führung des Oberleutnants von der Goltz, eine unter der Führung von Major von Gaza stehende Panzergruppe sowie die Sturmgeschützabteilung 243 und die Panzer-Jäger-Abteilung 721 besonders aus.

An der süditalienischen Front herrschte nur geringe Kampftätigkeit. Anglo-amerikanische Kräfte folgen unseren Nachuten, die nach Zerstörung aller für den Feind wichtigen Einrichtungen langsam nach Nordosten ausweichen.

Im Nordteil der Insel Korsika wiesen deutsche Kampfgruppen mehrere Angriffe von Badoglio-Truppen, Banden und gaullistischen marokkanischen Bataillonen ab. Durch Gegenstösse wurden dem Feinde hohe blutige Verluste zugefügt und zahlreiche Gefangene eingebracht.

Feindliche Fliegerkräfte warfen am Tage aus grosser Höhe und unter Wolkenschutz Bomben auf Emden und andere Orte im Küstengebiet der Deutschen Bucht.

In der vergangenen Nacht flogen starke britische Bomberverbände unter erneuter Verletzung Schweizer Hoheitsgebietes nach Südwestdeutschland ein. Ein Terrorangriff auf München verursachte Verluste unter der Bevölkerung und grössere Schäden in der Stadt. Luftverteidigungskräfte schossen nach den bisher vorliegenden Meldungen 10 feindliche Flugzeuge ab.

Die Luftwaffe bekämpfte in der Nacht zum 3. Oktober Flugplätze und andere militärische Ziele in Süd- und Mittel-England.

Der OKW-Bericht vom Sonnabend:

Aus dem Führerhauptquartier, 2. Oktober. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Südöstlich Saporoschje führte der Feind unter dem Eindruck seiner schweren

Verluste bei den gescheiterten Grossangriffen der letzten Tage nur einige örtliche erfolglose Angriffe.

Am mittleren Dnjepr gehen die Kämpfe um die Brückenköpfe der Sowjets weiter. Bei diesen Gegenangriffen wurden mehrere feindliche Kampfgruppen zerschlagen.

Von der übrigen Ostfront wird nur aus dem Mittelabschnitt lebhaft Kampftätigkeit gemeldet.

Im Monat September wurden von der Luftwaffe und dem Heer an der Ostfront 1464 Sowjetflugzeuge vernichtet.

In den Kämpfen im mittleren Frontabschnitt bewährten sich in den letzten Wochen besonders die schlesische 102., die niedersächsische 216. und die thüringisch-hessische 299. Infanteriedivision.

In Südtalien griff der Feind nur mit kleineren Abteilungen entlang der Strassen am Vesuv und am Westrand der Ebene von Foggia ohne Erfolg an. Nur um eine Einbruchsstelle nördlich Foggia wird noch gekämpft. Die Zurücknahme unserer Truppen auf eine vorbereitete Gebirgsstellung verläuft planmässig.

Nach gründlicher Zerstörung aller kriegswichtigen Einrichtungen in Neapel und

dem Abtransport der Versorgungsgüter wurde die Stadt dem vorsichtig folgenden Feind überlassen.

Im Mittelmeer beschädigten Kampffliegerverbände einen feindlichen Zerstörer und ein mittleres Handelsschiff durch Bombentreffer schwer.

Nordamerikanische Bomberverbände versuchten im Laufe des gestrigen Tages Ziele in Südwestdeutschland anzugreifen. Sie wurden durch starke Jagdabwehr schon weit vor der Reichsgrenze angegriffen, teilweise zum Bombenwurf über der See und zum Abdrehen gezwungen.

Einzelne Verbände, denen es gelang, tiefer in deutsches Gebiet einzudringen, wurden hartnäckig verfolgt und grösstenteils von ihren Zielen abgedrängt. Durch Bombenwürfe auf einige Orte entstanden Verluste unter der Bevölkerung und Schäden an Wohnhäusern.

In der Nacht zum 2. 10. führten britische Bomber einen Terrorangriff auf rheinisch-westfälisches Gebiet durch. Vor allem in Hagen entstanden beträchtliche Schäden in Wohnvierteln und Verluste unter der Bevölkerung.

Nach den bisherigen Meldungen wurden bei diesen Einflügen 24 viermotorige Bomber abgeschossen.

Über ein Drittel Brotgetreide in diesem Jahre mehr!

Der Reichsbauernführer Staatssekretär Backe legt Rechenschaft über die Ernteergebnisse dieses Jahres ab

In seiner Rede im Sportpalast führte der mit der Führung der Geschäfte des Reichsministers für Ernährung und Landwirtschaft und des Reichsbauernführers beauftragte Staatssekretär Backe u. a. folgendes aus:

Überblicken wir diese Arbeit in ihren einzelnen Ergebnissen, so können wir mit grosser Freude und grossem Stolz vor allem den Ausfall unserer Getreidernte und insbesondere der Brotgetreidernte herausstellen. Sie wird nach der letzten Druschprobe und gut untermauerten Schätzungen nicht nur die bisherigen Kriegsernteerträge übertreffen, sondern selbst über dem Durchschnitt der Friedensjahre liegen. Dabei darf nicht vergessen werden, dass gegenüber dem Frieden die Getreideanbaufläche zurückgehen musste, weil andere wichtige Nahrungsgüter auf Kosten des Getreides im Anbau auszuweiten waren, vor allem Ölfrüchte, Gemüse und Hackfrüchte. Es musste also auf einer kleineren Fläche durch Höchststränge je Hektar die diesjährige gute Ernte geschafft werden.

Voraussichtlich werden wir über ein Drittel Brotgetreide mehr ernten als im vorigen Jahre, das unter der ungünstigen Auswinterung besonders gelitten hatte. Jeder von Ihnen wird erassen können, was das für Deutschland in diesem Kriege bedeutet. Welche Leistung sich unter dieser Feststellung verbirgt, mögen folgende Tatsachen erhellen.

Aus Gründen der Vergleichbarkeit stelle ich die Ernte des Jahres 1918 auf der Fläche des Altreiches der diesjährigen Ernte ebenfalls auf das Altreich bezogen gegenüber:

Nach den bisher vorliegenden Ergebnissen werden wir im Jahre 1943: 7,4 Millionen Tonnen Roggen ernten, während die Ernte 1918 nur 6,1 Millionen Tonnen betrug. An Weizen wird in diesem Jahre die Erntemenge mindestens 4,2 Millionen Tonnen ausmachen, gegenüber nur 2,3 Millionen Tonnen 1918, d. h. wir liegen in diesem Jahre um 82% H. über dem Ergebnis des Jahres 1918. Bei Gerste beträgt die Erntemenge 2,6 Millionen Tonnen — im Jahre 1918 nur 1,9 Millionen Tonnen. Bei Hafer 1943: 5,3 Millionen Tonnen gegenüber nur 4,3 Millionen Tonnen 1918. Bei Zucker rüben ist das Ergebnis noch durchschlagender, denn einer Erntemenge von nur 7,5 Millionen Tonnen im Jahre 1918 steht ein Ertrag von rund 16 Millionen Tonnen in diesem Jahre gegenüber — eine Steigerung um 116%.

Diese Zahlen dürften die beispielhafte Leistung der nationalsozialistischen Agrar- und Ernährungspolitik eindeutig untermauern, vor allem wenn man bedenkt, dass diese Ergebnisse trotz aller kriegsbedingten Erschwernisse, trotz des Mangels an Menschen und an wichtigen landwirtschaftlichen Betriebsmitteln erreicht wurden.

Die Feststellungen über den günstigen Ausfall vor allem der Brotgetreidernte dürfen natürlich nicht dazu führen, dass nun in Zukunft weniger sparsam mit den Erzeugnissen umgegangen wird. Trotz der günstigen Ernte bleiben selbstverständlich rechtzeitige und volle Ablieferung und sparsamster Verbrauch oberstes Gebot.

Die Futtergetreidernte, die auch mehr erbringt als es zunächst schien, wird entscheidend dazu beitragen müssen, die der deutschen Landwirtschaft von mir gestellte Aufgabe des Schweineaufbaus durchzuführen, umso mehr, als wir bei den Kartoffeln infolge der langandauernden Trockenheit namentlich im Osten Deutschlands nur mit einer mittleren Ernte rechnen können. Trotz dieses zu erwartenden mittleren Ergebnisses wird der Kartoffelanfall — für das Altreich berechnet — immer um rund 10 Millionen Tonnen höher sein als 1918 und sogar um rund

15 Millionen Tonnen höher als 1915. Es kommt daher entscheidend darauf an, alle für die menschliche Ernährung tauglichen Kartoffeln der Speisekartoffelversorgung zuzuführen und den Mangel an Futterkartoffeln durch die höhere Futtergetreidernte und durch stärkstes Einsparen von Futter für Pferde und Kleintiere auszugleichen.

Die Zuckerrübenerte dürfte gut ausfallen. Diese Ernte ist entscheidend nicht nur für die Zuckerversorgung des deutschen Volkes, sondern auch deshalb, weil sie als Rohstoff dient für die Herstellung von gewerblichen Erzeugnissen, die unsere Rüstung braucht und weil sie weiterhin eine der wichtigsten Grundlagen für die Futtermittelversorgung unserer Rinderbestände und damit unserer Milchherzeugung ist.

Leider hat die Gemüsernte ebenfalls unter Trockenheit gelitten. Die starke Ausweitung der Anbaufläche von 135 000 ha vor 1939 auf 395 000 ha in diesem Jahre ist im Hinblick auf die Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Saatgut, Stickstoff, Arbeitskräften usw. eine einmalige Leistung von Landwirtschaft und Gartenbau.

Ebenso gut wie die Getreidernte, ja man kann wohl sagen sogar noch besser, ist die Ölfrüchterente ausgefallen. Obgleich die selten kalten Winter im Laufe dieses Krieges dem Ölfrüchtereimer dreimal schwerere Rückschläge gebracht hätten, ist die Raps- und Rübenanbaufläche von 46 000 ha im Jahre 1932 auf 323 000 ha im letzten Jahre gestiegen. Die Ölfrüchtereinte habe in diesem Jahre 575 000 Tonnen gegenüber einer Friedenserte von etwa 80 000 Tonnen Saaten betragen. Weiter hob der Staatssekretär die aussergewöhnliche Leistung der deutschen Landwirtschaft in der Milch- und Butterproduktion hervor. Die Buttererzeugung sei infolge der Einsparungsmassnahmen von Vollmilch nicht nur im ersten Kriegsjahr sprunghaft gestiegen, sondern habe von Jahr zu Jahr weiter zugenommen. Trotz des Ausfalls von Kraftfuttermitteln, des Mangels an Melkpersonal, der besonderen Überlastung der Landfrauen und trotz aller Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Zuchtstieren und vieler anderen Erschwernisse, sei die Butterleistung im vierten Kriegsjahr höher als jemals zuvor, 60% des deutschen Fettbedarfes würden heute durch die eigene Buttererzeugung gedeckt, gegenüber nur etwa einem Drittel während der Friedensjahre. Während der Rinderbestand im vierten Kriegsjahr des Weltkrieges auf 85 v. H. gesunken sei, so stehe er heute bei 96 v. H. des Friedensstandes von 1939. Für die Fettwirtschaft sei, wie Staats-

sekretär Backe weiter ausführt, das Rind entscheidend wichtig, da der Schweinebestand durch den Ausfall ausländischer Futtermittel dezimiert werden musste.

Bei einem Vergleich zum vorigen Weltkrieg zeige sich aber auch hier, wieviel anders Deutschland heute dastehe. Damals sei der Abbau des Schweinebestandes immer schneller vor sich gegangen, während heute ein Bestandsaufbau zur Sicherung der jetzigen Fleischration durchgeführt werde.

Nach diesem Bild der Ernte und der Leistung der deutschen Landwirtschaft wies Staatssekretär Backe darauf hin, dass die Voraussetzungen dafür erst vom Nationalsozialismus geschaffen worden seien. Die Instrumente der Agrar- und Ernährungspolitik, die rechtzeitig begonnene Erzeugungsleistung und die ebenso rechtzeitig eingeleitete Marktordnung, das Erbhofgesetz, das Reichsnährstandsgesetz, die Rationierung und Hunderte von anderen Massnahmen hätten ihre Probe bestanden. Dies bestätige sich auch in den Leistungen der deutschen Landwirtschaft gegenüber den neuingegliederten, bzw. gegenüber den besetzten Ländern. So sei das Protektorat Böhmen und Mähren stets ein Agrarzuschussland gewesen. Noch 1940 und 1941 habe Deutschland an das Protektorat 354 000 Tonnen Brotgetreide geliefert, 1942/43 schliesslich sei das Protektorat schon in der Lage gewesen, einen Überschuss von 174 000 Tonnen an das Reich zu liefern. Daneben sei auch der hohe Zuschuss an Fleisch in einen Überschuss verwandelt worden. Die Zuschüsse an Elsass und Lothringen hätten im ersten Jahr nach der Eingliederung 182 000 Tonnen Brotgetreide betragen und seien jetzt trotz Angleichung an die deutschen Rationen auf 30 000 Tonnen herabgegangen. Ähnliche Beispiele der Minderung der Zuschüsse des Reiches liessen sich auch für andere Gebiete, zum Beispiel für Ostoberschlesien, die Südsteiermark und Oberkain anführen. Überdies seien seit der Eingliederung der Ostgaue die Überschüsse dieser Gebiete an Brotgetreide von 177 000 Tonnen im ersten Kriegsjahr auf 825 000 Tonnen im vierten Kriegsjahr gestiegen, während für das fünfte Kriegsjahr sogar eine Leistung von etwa einer Million Tonnen zu erwarten sei. Als sichtbarer Ausdruck des Dankes des Führers für diese einmaligen Leistungen des deutschen Landvolkes seien, wie Staatssekretär Backe betonte, hundert Bauern und Bäuerinnen mit dem hohen Orden des Kriegsverdienstkreuzes I. Kl. ausgezeichnet worden.

Dem Feind wurde nichts überlassen

Unsere Pioniere leisteten in den letzten Wochen Ausserordentliches

Bei den planmässigen Absetzbewegungen im Raum östlich des Dnjepr leisteten die Pioniere in den vergangenen Wochen Ausserordentliches. Im Abschnitt einer Armee, die sich im Zuge der Frontverkürzung auf das Westufer des Dnjepr absetzte, zerstörten die Pioniere alle taktischen und wirtschaftlichen Objekte, darunter viele Brücken, Gleisanlagen, Bahnhöfe, Fabriken, Sägewerke, Mühlen, geräumte Lagerhallen und Magazine und Schuppen, oftmals in die Kampfhandlungen selbst eingreifend, und bereiteten ferner den Übergang vom Ostufer auf das Westufer des Dnjepr vor.

Während die Grenadiere, unterstützt von den Verbänden der Waffen-SS, die Durchbruchversuche der Bolschewisten erfolgreich abwehrten, vollzog sich mit einer bis ins letzte organisierten Planmässigkeit die Rückführung der eigenen Verbände, des Kriegsmaterials und der Fahrzeuge, sowie der wirtschaftlichen Produkte. Zivilbevölkerung, zusammengefasst in grossen Trecks, passierte neben den deutschen Truppen die Übergangsstellen. Da die vorhandenen Strassen und Eisenbahnbrücken nicht ausreichten, um den gewaltigen Massen eine vollkommen reibungslose Rückführung zu gewährleisten, wurden von Heeres- und Eisenbahnpionieren, Bauingenieuren, Brückenkolonnen und Sturm-

bootkommandoeinheiten und technischen Abteilungen zahlreiche Fährstellen errichtet. Viele Fähren, darunter eine Anzahl Spezialfähren, kamen zum Einsatz.

Von der restlosen Rückführung der Truppen, des Kriegsmaterials und der landwirtschaftlichen Erzeugnisse mögen einige Zahlen ein ungefähres Bild geben:

Die im Armeebereich vorhandenen Brücken, Fähren und Übersetzstellen passierten 86 000 Kraftwagen, Panzer, Sturmgeschützte Spezialfahrzeuge, 45 000 bespannte Fahrzeuge, 60 000 Pferde, 106 000 Rinder, 110 000 Schafe, 62 000 Zivilisten, 18 000 Panjowagen.

Nachdem die Truppen im Bereich einer Stadt einen Brückenkopf gebildet hatten begannen die Pioniere und Eisenbahnpioniere die restlose Zerstörung aller kriegswichtigen Anlagen jenseits des Stroms. Drei volle Tage und Nächte donnerten schwere Detonationen und sprangen die Brände über Strassen und Plätze. In der Nacht, in der auch die Zurücknahme des Brückenkopfes befohlen war, sprengten die Pioniere die letzten Strassen- und Eisenbahnbrücken, während ober- und unterhalb der Brückenstellen die Pionierboote über den Dnjepr jagten, um die sich von den Sowjets lösenden Grenadiere und Fusiliere auf das westliche Ufer überzusetzen.

F. O. H. Schulz:

Die drei Hurras auf Bismarck

Am 20. September 1866 marschierten die stierischen preussischen Truppen durch das Brandenburger Tor. Vor dem Könige ritten seine drei Paladine Bismarck, Moltke und Roon. Bismarck sah auf seinem hohen Pferde, den Kopf bedeckt mit dem Kürasserhelm, über der mächtigen Brust das breite Orangeband des Schwarzen Adlerordens, sehr stäuflich aus. Der Jubel des in Massen spalterbildenden Volkes, das ihm nächst dem Könige huldigte, ergriff ihn aufs tiefste.

Aber von den vielen Tausenden wusste niemand, dass der so sehr gefeierte Ministerpräsident sich krank fühlte und sich nur mühsam auf seinem Pferde aufrecht halten konnte. Zu sehr hatten die gewaltigen Ereignisse der letzten Monate an den Nerven des Tag und Nacht wachen Lenkers der Geschichte seines Landes gezehrt. Sein dringendster Wunsch war, sich einige Wochen auf seinem Gute Varzin ausruhen zu können.

Mit diesen Gedanken und Hoffnungen beschäftigt, war Bismarck nach Beendigung des Siegeszuges in sein Haus in der Wilhelmstrasse eingekehrt. Sorgenvollen Herzens empfing ihn Frau Johanna. Sie war froh, ihn nun wieder bei sich zu haben. Sein Lager war schon bereitet, und bald dehnte sich der erschöpfte Staatsmann in den Kissen, um einige Stunden der Ruhe zu geniessen.

Frau Johanna sass noch eine kurze Weile bei ihrem Mann. Nach einigen Minuten beugte sie sich ein wenig vor und sagte: «Du wirst doch nun heute nicht mehr aus dem Hause gehen!» Bismarck lächelte und schüttelte schweigend den Kopf. Das Lächeln erschien Frau Johanna recht merkwürdig. Sie blieb noch eine Weile stehen und beobachtete das Rätsel. Aber da der Gatte jetzt die Augen fest geschlossen hielt und unter dem buschigen Schnurrbart nichts Verdächtiges zu beobachten war, ging sie ziemlich beruhigt aus dem Zimmer.

Als Bismarck allein war, seufzte er tief. Er wusste, dass es mit dem Schlafen nichts werden würde. Wie kann ein Mensch auch Ruhe finden, der das Ungeheure des heutigen Tages erlebt hat! Noch vor wenigen Monaten hatten ihn die Berliner, die von der liberalen Presse gegen ihn aufgehetzt worden waren, und jetzt iubelten sie ihm als dem Mann zu, auf den alles seine Hoffnung setzte, was die Ehre des deutschen Namens und die Wiederherstellung des Reiches auf seine Fahne geschrieben hatte. Welch ein Wandel in den Herzen der Menschen! Er kann es selbst kaum fassen. Dabei hebt sich das kommende Grössere bereits deutlich vom Horizont ab. Bismarcks Gehirn beginnt in immer schnellerem Tempo zu arbeiten. Das Reich steht schon in greifbarer Nähe vor ihm. Das Reich, der jahrhundertalte Traum der Väter, die edelste Hoffnung aller Deutschen! Er wird es schaffen. Ja, ganz gewiss, es wird ihm gelingen.

Ludwig Bäte:

Der Landesvater kommt

Das war zu der Zeit, als die kleinen deutschen Staaten noch munter ihr Eigenleben weiterführten, obwohl das Reich Bismarcks schon längst wie ein grosser schöner Wundervogel über dem Lande zwischen Alpen und Meer stand und seine Schwingen zu immer weiteren und steileren Flügen breitete, von der Liebe und Hoffnung unbändiger Jugend getragen.

Da hatte eines Tages der Grossherzog von Oldenburg seinen Besuch in der Stadt Cloppenburg angekündigt, und weil er schon seit manchem Jahr dort nicht mehr eingekehrt war, und man ihn eigentlich nur aus den Bildern kannte, die in den Schulen, Amtsstuben und Bahnhofswirtschaften hingen, war die Freude, den ansehnlichen Landesherrn einmal von Angesicht zu erblicken, natürlich gross, und es war nichts verabsäumt worden, ihn mit allen Zeichen der Ehrerbietung und des pflichtschuldigen Gehorsams guter Untertanen zu empfangen. Ehrenbogen und Kränze spannten sich schon Tage vorher über die Strassen, die Feuerwehrrakete übte Abend für Abend das Lied «Heil dir, o Oldenburg, Heil deinen Farben», in dem das «edle Ross» als wichtiges Erzeugnis der fruchtbaren Weiden des an die Weser und die Nordsee grenzenden, im Osten und Norden reichen Marschgebietes noch vor dem «Fürsten, der dich so gern beglückte», genannt wurde. Die Schulen lernten den Text sogar auswendig in allen Strophen, und der Turnverein probierte seine weithin berühmten Marmorgruppen solange, bis seinen Mitgliedern die steifen Knochel der Bewohner einer ländlichen Kreisstadt nach Kräften weh taten. Was aber dem Besuch seinen besonderen Glanz geben sollte, war das um die Jahrhundertwende noch sehr seltene Automobil, in dem Seine Königliche Hoheit sich den getreuen Untertanen zeigen wollten. Der mit der Inspektion der festlichen Vorbereitungen beauftragte Hofmarschall hatte dies dem sich dankbar verbeugenden Bürgermeister bereits mitgeteilt, um es sofort allen Einwohnern der Stadt bekanntzugeben, deren Freude dadurch naturgemäss nur noch stieg. Freilich war so die Ausschmückung des Bahnhofsbauwerkes überflüssig geworden, aber man konnte mit der Bahnverbindung, deren Anfangsbuchstaben «G. O. E.», amtlich «Grossherzoglich Oldenburgische Eisenbahn», der Volksmund mit «Geh oder Fsel» oder «Ganz ohne Eile» deutete, ohnehin keine grossen Ehre einlegen, wenn auch diesmal ein Extrazug für das flache Land eingesetzt worden war, das selbstverständlich sich aus den verlassenen Dörfern der südlichen Heide- und Moorbezirke zusammenfand und begierig der auch durch das dreimal in der Woche erscheinende Kreisblatt angekündigten Ereignisse harpte.

Der grosse Morgen graute, die Sonne schien, die Fahnen wogten, die reichlich vorhandenen Buden mit Honigkuchen und Spickal machten glänzende Geschäfte, während sonst alle Läden geschlossen blieben, um den in den Schaufenstern ausgestellten Gipsbüsten des Herrschers und den Bildern seiner Familie desto mehr Wirkung zu verleihen.

Zwei Stunden vor der angesetzten Ankunft rückten die Vereine und Schulkinder an, um rechtzeitig ihre Plätze einzunehmen, die Mädchen trugen allesamt Sträusse in den Händen, die Jungen waren mit Schärpen in den Landesfarben geschmückt, die Turner strahlten im frischgewaschenen Weiss der Hemden, während die Feuerwehr in ihren dunkelblauen Uniformen mit blankgeputzten Raupenhelmen angetreten war. Aus der Glockenluke des Kirchturmes aber schaute der Küster, mit einer weissen Fahne bewaffnet, um rechtzeitig den Böllerschützen, den Läutefrauen und den Vereinen Bescheid geben zu können, damit alles vorschriftsmässig gelang.

Endlich erschien auf der Landstrasse das schnellst erwartete Automobil. Der Küster hob die Fahne, die Böller krachten, die Glocken fielen ein, die Turner krachten behende übereinander, die Feuerwehr blies mit roten Backen, die Kinder sangen, der Bürgermeister zupfte zum letztenmal an der neuen Kravatte, die Ehrenjungfrauen knickten bis auf die Erde. Der Wagen hielt, und heraus stieg der recht wohlhabende Photograph der benachbarten Grosstadt, den man eigens für diesen Tag eingeladen hatte, das festliche Ereignis geziemend für gegenwärtige und kommende Geschlechter festzuhalten.

«Johann Hus erlitt in Konstanz die Qualen der Verbrennung, und zwar im Hochsommer 1415, als es in Konstanz ohnehin unterträglich heiss war.»

«Von Schiller besitzen wir zwei Schädel. Einer davon ist aller Wahrscheinlichkeit nach unecht.»

«Olaf der Sechste war der Sohn Waldemars des vierten. Alle Olafe hiessen Olaf, bis auf den fünften, welcher Christian hiess.»

«Varus war jener römische Feldherr, dem es gelang, von den Germanen besiegt zu werden.»

«Ich komme heute der jüngeren Schüler wegen nochmals auf die Kreuzzüge zurück, da nur die Älteren unter Ihnen diese mitgemacht haben.»

«Man hat viel darüber gestritten, ob die altägyptische Sphinx ein Weib oder ein Mann gewesen sei; die Wahrheit liegt, wie so oft, in der Mitte.»

«Nach der Völkerschlacht bei Leipzig sah man Pferde, denen drei, vier und noch mehr Beine abgehossen waren, herrenlos herumlaufen.»

Sein inneres Bild gewinnt plötzlich so lebhaft Farben, dringt mit solcher Helligkeit auf ihn ein, dass er die Augen nicht mehr geschlossen halten kann. Von überwältigender Unruhe gepackt, wirft er die Decke zur Seite. Er springt von seinem Lager, eilt zu dem grossen Wandschrank und reist ihn stürmisch auf. Da kommt ihm der Gedanke, dass er ja versprochen habe, zu Hause zu bleiben. Frau Johanna darf also von seinem Vorhaben nichts merken. Behutsam greift er nach seinem Anzug, noch vorsichtiger kleidet er sich an, drückt den grossen schwarzen Schlapphut tief in die Stirn und verlässt unbemerkt das Haus. In wenigen Minuten ist er im Tiergarten. Unter der gewaltigen Kopfbedeckung wird ihm niemand erkennen. Hoffentlich niemand, denn er ist des Alleinseins bedürftig.

Hans Bethge:

Sonderbare Briefe um Bismarck

Man kann sich denken, dass Bismarck im Laufe seines langen Lebens eine Fülle der sonderbarsten Briefe aus allen Teilen der Welt ins Haus geschickt bekam. Die meisten sind sogleich im Papierkorb verschwunden; aber es ist auch eine Reihe dieser Kuriosa erhalten geblieben, und einer der merkwürdigsten ist der, den Victor Hugo, der gefeierte, unendlich ruhmstüchtige Dichter der Franzosen, dem Kanzler zum siebzigsten Geburtstag zu schreiben für nötig hielt. In diesem ungeheuerlichen Brief spiegelt sich der Grössenwahn eines komödiantischen Menschen in seltener Vollkommenheit wieder. Hier ist er.

«Victor Hugo an Otto Bismarck.
Der Riese grüsst den Riesen, der Feind grüsst den Feind, der Freund den Freund.

Dir gilt mein tiefer Hass, denn Du hast Frankreich erniedrigt.
Ich liebe Dich, denn ich bin grösser als Du.

Du hast geschwiegen, als die Glocken auf dem Turm meines Ruhmes zu meinem achtzigsten Geburtstag läuteten. Ich spreche, denn die Uhr auf Deinem Schreibtisch weigert sich, Dir die Stunde Deines siebzigsten Geburtstages zu verkünden.

Ich bin achtzig, Du siebzig; ich acht, Du sieben; die Nullen; das ist die ganze Menschheit hinter uns.

Wir beide in einer Person vereint — und die Weltgeschichte stände still.

Du bist der Körper, ich der Geist; Du die Wolke, ich der Blitz; Du die Macht, ich der Ruhm.

Wer ist grösser: der Sieger oder der Besiegte?

Wie wohl ihm die kühle Herbstluft tut! Bald wird es Abend sein. Er denkt an Varzin, an seine pommerischen Grenadiere, die sich so gut geschlagen haben, dass er ihnen am liebsten einzeln die Hand gedrückt hätte. Und an die gute pommerische Küche denkt er jetzt auch, denn in seinem Magen macht sich langsam eine fühlbare Leere bemerkbar. Etwas schnelleren Schrittes kehrt er auf Umwegen nach Hause zurück.

Als er in die Wilhelmstrasse einbiegt, sieht er plötzlich eine grosse Menschenmenge vor seinem Hause stehen. Wie er sich unter sie mischt, bemerkt er, dass es sich um eine ihm geltende Kundgebung handelt. Ein vor dem Portal des Hauses erhöht stehender Mann hält eine begeisterungsvolle Rede auf «unsere lieben Bismarck». Der Gefeierte, der sich unerkannt weiss, lächelt kopfschüttelnd. Jetzt tritt

Keiner von beiden.
Der Grösste ist der Dichter, denn er besingt beide. Die grossen Männer sind nur so gross, wie die Dichter sie machen.

Aber Du bist gross, denn Du kennst keine Furcht.
Darum reiche ich, der Dichter, Dir die Hand; Dir, dem grossen Menschen.

Frankreich bebt, Deutschland bebt, Europa bebt, die ganze Welt bebt. Und nur wir beide sind gross. Gib ein Zeichen mit Deinem Haupte, ich will das gleiche tun: Und die grosse Einheit der Völker, der Frieden, der ewige Frieden ist da!

Victor Hugo.
Bismarcks blaue Augen werden selten so verwundert geblückt haben wie beim Lesen dieser haarsträubenden Zeilen. Und man darf annehmen, dass er zum Schluss in ein befriedigendes Lachen ausgebrochen ist über soviel Arroganz, soviel Eitelkeit, soviel Ruhmsucht und soviel unfreiwillige Komik.

Auch der zweite Brief, den wir mitteilen, ist ungeheuerlich. Er ist ein Dokument des Hasses, nicht an den Kanzler gerichtet, sondern mit dem Ziel, diesen zu vernichten, an eine bekannte Persönlichkeit Frankreichs. Ein belgischer Kesselschmied mit Namen Ducheme-Poneclet schrieb am 9. September 1873 an den Erzbischof von Paris:

«Wir haben einen Elenden in Preussen, der, nachdem er unser schönes Frankreich in den Abgrund gestürzt hat, sich jetzt nicht scheut, die Verfassung der christlichen Familie vernichten zu wollen. Sein Toben gegen die katholische Religion kennt keine Grenzen mehr, und ich glaube, es ist Zeit, dieser wilden Zügel anzulegen. Ich bin bereit, der Arm zu sein, der das Ungeheuer erschlägt, wenn Sie glauben, dass Gott mir verzeihen wird, die Tage dieses Elenden abgekürzt zu haben. Merken Sie wohl, dass, wenn Sie einwilligen, mir die Summe von sechzigtausend Francs zu zahlen, dieses Ungeheuer noch vor dem Ablauf dieses Jahres 1875 seine fluchwürdige Laufbahn beschlossen haben wird.»

Und nun der dritte Brief, er ist entzückend. Eine junge Wienerin, ein schlichtes, liebendes Menschenkind, hat ihn geschrieben. Er lief im September 1870 beim Kanzler ein und spricht für sich. Reizender, echter und naiver kann ein Mädchen seine Sorge um den im Felde stehenden Freund nicht zum Ausdruck bringen. Hier ist der Brief, mit allen liebenswürdigen Besonderheiten seiner wienerschen Schreibart:

«Lieber guter Herr Graf!
Zürnen Sie nicht meiner Kühnheit, dass ich es wage, Sr. Wohlgebornen Herrn Graf zu schreiben; Sr. Wohlgebornen werden überrascht sein, von fremder Hand einen Brief zu bekommen.

Ich bitte unterthänigst, guter Herr Graf, dass Sie trachten soll, das bald Frieden schliessen.

Ich bin ein armes bürgerliches Wiener Mädchen, habe keine Freude, meine einzige Freude ist dahin.

Ich habe mich nämlich —! Ich bitte nicht böss zu sein, dass ich meine Herzensangelegenheiten mittheile —, aber es geschieht mir etwas leichter, wenn ich jemand mittheilen kann! Ich bitte nochmals S. Hochwohlgebornen Herrn Graf nicht böss zu sein; ich habe mich nämlich ihn einen jungen Norddeutschen Herrn verliebt. Er ist auch bei der Armee, welche jetzt nach Frankreich ziehen, vielleicht ist Er bekannt, Herr Graf, Er trägt schöne braunette Locken, Er ist überhaupt ein schöner Mann.

Herr Graf werden sich denken, dass er sich nicht in mich verlieben kann, wenn Er schön ist, und ich arm! — Ich werde es ihm an Liebe und Treue ersetzen. Wenn Frieden ist, kommt mein lieber Adolf wieder nach Wien, Entschuldigen vielmals S. Hochgebornen Herrn Graf, es wird Ihnen selbst das Herz weh thun, wenn Herr Graf sehen, wie die schönen jungen Herrn ihr Leben einbüssen müssen, bitte unterthänigst um Frieden!

Da ich überzeugt bin Herr Graf, von ihren guten Herzen, so wahr ich so frei und belästigen Sie mit meinen schreiben; meinen Papa habe ich nichts gesagt davon. Leben Sie Hochgeborn Herr Graf recht wohl.

Ihre ergebene treue Freundin Marie.»

ein hühenhafter Berliner Bürger, ein Schmiedemeister oder etwas ähnliches, in drohender Haltung auf ihn zu, und um kein unliebsames Aufsehen zu erregen, muss er nun dreimal in das Hurra mit einstimmen, das ihm selbst gilt.

Als die Menge sich nach einigen Minuten zu verlaufen beginnt, tritt Bismarck schnell ins Haus. Frau Johanna, an Überraschungen gewöhnt, empfängt ihn mit sanften Worten: «Lieber Otto, war das nötig, dass du nun doch bei deinem Zustande hinausgingst?» «Ja, mein Herz», erwiderte Bismarck, «das war nötig.» Dabei lächelte er vielsagend. Sie gehen beide ins Speisezimmer, wo der Tisch gedeckt ist. Es gibt Maränen, die der Verwalter von Varzin gebracht hat. Bismarck isst davon in fröhlicher Stimmung, und als er gegessen, legt er die Serviette feierlich zusammen und erzählt seiner Johanna die Geschichte von den Hurras auf Bismarck, in die er selbst mit einstimmen musste, um nicht in den Verdacht zu kommen, sein eigener Feind zu sein. Da lachte die sonst so stille Frau Johanna laut auf, hob ihr Glas Deidesheimer ihrem Gatten entgegen und sagte in übermütiger Laune: «Prosit Otto, du bist ein Teufelskerl, das Unmögliche machst du möglich.»

Nun lachte Bismarck mit seiner Gattin zusammen, trank ihr zu und erwiderte: «Du sollst recht behalten, Johanna. Aber wenn sie mich noch einmal auf der Strasse festhalten und mich zwingen wollen, mich selbst hochleben zu lassen, dann schwenke ich meinen alten Schlapphut, damit sie mich erkennen und sage ihnen, sie sollen doch wenigstens so lange warten, bis ich das Reich heimgebracht habe.»

«Ach ja, das Reich», sagte Frau Johanna leise.
In wortlosem Einverständnis erhoben beide noch einmal ihre Gläser, deren silberheller Zusammenklang sich zukunfts kündend durch den weiten Raum fortplante.

Eine Bismarck - Anekdote:
Der Verehrer aus Bayern

Bismarck schritt in seinem Alter fast täglich um 11 Uhr durch die Gartenpforte von Friedrichsruh, um einen Spaziergang im Sachsenwald zu unternehmen. Meist warteten Menschen an der Pforte, die ihn sehen wollten und die wussten, dass ihnen hier die beste Gelegenheit dazu reboten war. Eines Tages traf der Fürst wieder verschiedene Wartende an, er grüsst freundlich und nahm von einer jungen Amerikanerin höflich dankend einen riesigen Blumenstraus entgegen. Dann wendete er sich an einen Lokomotivführer aus Bayern, der Mütze in der Hand, ihm mit seinem unverfälschten oberbayerischen Dialekt begrüsst. Bismarck gab ihm die Hand, sprach ungezwungen ein paar Worte mit ihm, und der Bayer fragte, ob er eine Bitte aussprechen dürfe. Ja, erwiderte der Kanzler. Nun sagte der Bayer, er würde gern bis an sein Lebensende ein «reifbares Andenken an diese herrliche Stunde haben, wo ihm der grösste Deutsche die Hand gedrückt habe, ein Andenken, das auch seine Kinder noch bewahren könnten, das wäre, wenn der Fürst ihm eine Blume aus dem schönen Strauss schenken würde, den er da im Arme halte. Bismarck suchte mit Sorgfalt ein Dutzend weisse Nelken und ein Dutzend Kornblumen heraus und schenkte sie dem Bayern, über dessen Antlitz ein Glanz des Glückes ging.

Als der Kanzler im Walde entschunden war, meinte der Bayer zu einem Hamburger, der neben ihm stand:

«Schade, dass ich ihm nicht gesagt habe, dass ich ein Bayer bin.»

«Ja, denken Sie denn, er hat das nicht gemerkt?» entgegnete der Hamburger, «wo spricht man denn sonst noch diesen Dialekt? Übrigens hat er Ihnen ja Blumen in den bayerischen Farben geschenkt: blau-weiss.»

«Jessas Maria, is dös an Zufall...»

«An Zufall?» meinte der Hamburger lachend, «beruhigen Sie sich, der Mann hat noch nie etwas ohne Absicht getan. Nur ging es den meisten Leuten wie Ihnen: sie haben es nicht bemerkt.»

HANS BETHGE

Jüdische Eindringlinge im Sprachgut

Der Kampf um Reinheit und Klarheit unseres völkischen Sprachgutes ist heute zu einer verpflichtenden Sache der gesamten Volksgemeinschaft gewachsen. Als ein kostbarer Quell unseres Volkstums und als Ausdruck deutscher Wesensart bedarf unsere Muttersprache treuer Wartung und der Reinigung von allen fremden Eindringlingen, die in Zeiten nationalen Niederganges übernommen wurden. Mit Recht sind in den Jahren seit Ausbruch des von den westlichen Plutokratien heraufbeschorenen Krieges Stimmen laut geworden, den überflüssigen und leicht ersetzbaren Fremd-, Lehn- und Modewörtern aus dem Englischen und Französischen kein Bürgerrecht im deutschen Sprachgut mehr zuzubilligen. Doch neben diesen Fremdlingen gibt es in der Sprache unseres Volkes auch heute noch eine grosse Anzahl von Wörtern hebräischen Ursprungs. Viele dieser Wörter und Ausdrücke haben sich während des wachsenden jüdischen Einflusses in vergangenen Zeiten so stark in der Umgangssprache festgesetzt, dass ihr Ursprung gar nicht mehr allgemein bewusst ist.

Jahrzehntlang beherrschte das Judentum das deutsche Wirtschafts- und Geschäftsleben. Zeugnisse dieses jüdischen Geschäftsgeistes finden wir in vielen Ausdrücken und Redewendungen, die noch heute gedankenlos angewendet werden. Da redet jemand von der Pleite, ein anderer von «Dalles» oder seinem Gegenteil, dem «Schlamassel», — Bezeichnungen, die dem Hebräischen entstammen und von jüdischen Geschäftsmachern kopiert wurden. Versucht jemand, dies jüdische Kauderwelsch als undeutsches Geschwätz zu brandmarken, so wird er unter Umständen mit dem Judenwort «meschugge» bedacht. Auch der «Kaffer» (als Schimpfwort sehr verbreitet) hat nichts mit afrikanischen Negerstämmen zu tun, sondern stammt von dem hebräischen Wort «Kofer» her. Kofer heisst Dorf (hiervon «Kaff»), und der Kaffer ist der Dorfbewohner, — ein sehr kennzeichnendes Zeugnis jüdischen Geistes, der den Dorfmenschen mit einem einfältigen, dummen Menschen gleichsetzt! Der jüdische Händler und der deutsche Bauer, — das sind allerdings gewaltige Unterschiede.

Jüdischen Ursprungs sind auch «Schmus» und «Stuss», ebenso die dem deutschen Wesen fremde Redewort von «Schummeln» (ein Schwindelgeschäft betreiben). Der Volksmund wendet für ein Strafurteil gern den Ausdruck «verknacken» an. Das ist nur scheinbar ein deutschstämmiges Wort, denn es ist abgeleitet

„Der Düwelskerl“

Im Jahre 1845 siedelte Bismarck von seinem Gute Kniephof in Pommern nach dem Sitz seiner Väter Schönhausen in der Altmark über und wurde Deichhauptmann.

Er hielt es für dringend nötig, dass ein neuer Deich angelegt würde und rief die Bauern in den Saal des Wirtshauses zusammen, damit sie sich einverstanden erklärten, dass der Deich durch ihre Äcker und Wiesen gehe und damit sie das betreffende Dokument unterzeichneten.

Die Bauern kamen und sassen in dem Saal laut schwatzend beieinander. Als Bismarck eintrat, in Offiziersuniform, umtoste ihn ein Illöllnlärm, der über dem Für und Wider des Planes entstanden war. Der Junker zog den Mantel aus und schnallte den Pallasch ab. Er hörte eine Weile schweigend zu, und als der Lärm sich nicht legte, nahm er den Pallasch, hieb damit kräftig auf den Tisch, das es krachte, — und nun trat endlich Stille ein.

«Halt j! endlich das Muhl, jetzt wull ick reden!» donnerte er.

Die Bauern blickten den Riesen mit wenig freundlichen Augen an und hörten zu, was er sagte. Er setzte ihnen auseinander, dass der neue Deich unbedingt erforderlich sei, weil der alte schwere Schäden zeige und im nächsten Frühling leicht ein Dambruch eintreten könnte, zu unabsehbarer Unheil für das ganze Land. Es sei notwendig, das für den neuen Damm erforderliche kleine Stück Land herauszugeben, es geschehe zum Wohle aller. Nun liess er durch den Geometer, den er mitgebracht hatte, die ausgefertigten Akten verlesen und forderte die Bauern zur Unterschrift auf.

Alles blieb regungslos, nicht ein Räuspern erklang, nur ein alter Bauer erhob sich endlich und sagte mit gedehnter Stimme:

«Sie können schon recht haben, Herr Deichhauptmann, aber unneschrewen tu ich nicht.»

Bismarck lächelte mit einem Ausdruck, als habe er das vorausgesehen, winkte seinem Burschen, flüsterte ihm etwas ins Ohr, darauf begab sich der Bursche zur Tür, schloss sie ab und reichte Bismarck den Schlüssel. Der steckte ihn ruhig zu sich in die Tasche.

Die Bauern sahen einander verwundert an. — «Wat soll denn dat bedeuten?» murmelten sie unwillig.

«Das soll bedeuten, dass Ihr den Saal nicht eher verlasst, als bis Ihr unterschrieben habt!» rief Bismarck mit fester Stimme.

Die Bauern blieben sitzen, zur Unterschrift erklärte sich niemand bereit. Der Deichhauptmann zündete sich gemütlich eine Zigarre an, entfaltete eine Zeitung und vertiefte sich in sie. Eine Stunde verging, die Bauern besprachen sich mit gedämpfter Stimme. Bismarck tat, als interessiere ihn das nicht. Er liess sich durch den Burschen ein Frühstück bringen, Brot, Butter, Schinken und Eier, ass mit gutem Appetit und trank sein Bier dazu. Die Bauern sahen neidisch zu, doch wagte keiner etwas zu bestellen, denn sie ahnten schon, dass der Deichhauptmann es nicht gestatten würde. Dieser Mann wollte nur eins von ihnen: die Unterschrift. Nachdem Bismarck sein reichliches Frühstück beendet hatte, liess er die Akten wieder vor sich hinlegen und wartete schweigend, die Zigarre zwischen den Lippen.

«Endlich erhob sich ein Bauer, dem der Magen knurrte, und sagte:

«Ich möchte woll unneschrewen, Herr Deichhauptmann, aber...»

«Kein Aber!» erwiderte Bismarck streng und reichte ihm die Feder, «unterschreiben Sie!»

Die Worte waren so energisch gesprochen, dass der Bauer die Feder nahm und ohne weitere Einwendungen unterzeichnete. Nun war der Bann gebrochen, einer nach dem anderen von den schwerfälligen Leuten erhob sich, trat vor Bismarck hin und unterschrieb.

Als alle ihre Namenszüge gegeben hatten, öffnete der Bursche auf einen Wink des Deichhauptmanns die Tür, und die Bauern strömten mit wirren Köpfen hinaus...

«Dat's 'n Düwelskerl!», raunten sie.